

Anzeige

Nummer 23 – 10. Juni 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

4 1924707 006904 23

DIE WELTWOCH

DER NEUE JEEP®

COMPASS

4XE PLUG-IN-HYBRID



Jeep | **4xe**

DER NAME IST DAS EINZIGE, WAS SICH NICHT GEÄNDERT HAT.



Von aussen betrachtet, ist der elegant designte Compass ein typischer Jeep®, der bewundernde Blicke auf sich zieht. Im Innenraum werden Sie selbst staunen. Denn der kompakte SUV bietet mehr von allem: Design, Platz, Komfort, Technologie, Sicherheit. Und wie es sich für ein fortschrittliches Modell gehört, gibt es den neuen Jeep® Compass auch als Plug-in-Hybrid-Version. Jetzt bei Ihrem Jeep®-Partner.

- 190 PS und 240 PS mit 4x4 Plug-in-Hybrid-Antrieb
- 4x4 zuschaltbar, wenn nötig
- 360°-Kamera
- Grosser digitaler Touch-Screen 10,25"
- Hands-Free-Kofferraumöffnung
- Immer verbunden mit den Uconnect™-Services



Jeep, Compass Longitude Plug-in-Hybrid, 1,3-l-Turbo und Elektromotor, 4xe, 190 PS (140 kW), Kraftstoffverbrauch (kombiniert): 2,2 l/100 km, Stromverbrauch: 16,9 kWh/100 km, CO₂-Emissionen (Fahrbetrieb): 50 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: A.

Jeep, Compass Limited Plug-in-Hybrid, 1,3-l-Turbo und Elektromotor, 4xe, 240 PS (177 kW), Kraftstoffverbrauch (kombiniert): 2,2 l/100 km, Stromverbrauch: 17,2 kWh/100 km, CO₂-Emissionen (Fahrbetrieb): 51 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: A.

Jeep | **4xe**

DIE WELTWOCHEN



Oberlehrer der Nation

Das rot-grüne Schweizer Umerziehungsfernsehen ist ein Ärgernis.

Christoph Mörgeli

Joe Biden regiert die Schweiz

Bern kuschelt vor dem Schulden-Klub G-7. *Urs Paul Engeler*

Frankreichs Seele löst sich auf

Spitzenpolitikerin Rachida Dati über das Elend
der Grande Nation. *Jürg Altwegg*

Albanians Pop-Wunder
Julie Burchill würdigt
Rita Ora, Retterin
des Rock'n'Roll

WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

Raubzug auf die Schweiz

Kaum hat die Schweiz das institutionelle EU-Rahmenabkommen abgewehrt, kommt ein neuer Angriff auf die Unabhängigkeit unseres Landes. Ein Siebnerkartell von hochverschuldeten Staaten möchte eine weltweite Harmonisierung, Gleichschaltung der Unternehmenssteuern erzwingen. Das Motiv ist primitiv: akuter Geldbedarf.

Die Beschwichtigung, das Steuerdiktat werde ja nur ein paar Grosskonzerne treffen, ist ein Affront für diese Unternehmen, aber auch falsch. Was bei den Grossen anfängt, wird irgendwann beim Bürger enden: gleiche Steuern für alle, undemokratisch, schuldenimperialistisch von oben befohlen von Staaten, die bewiesen haben, dass sie mit dem Geld ihrer Bürger nicht umgehen können.

Mit ihren vergleichsweise milden Steuern steht die Schweiz im Hauptvisier der Pleitestaaten. Sie wird, wenn sie sich nicht wehrt, zu den grossen Verlierern dieser internationalen Zwangsreform gehören. Erstaunlich laut sind die Reaktionen aus Medien und Politik. «Widerstand zwecklos», kapitulieren die Journalisten. Bundesrat und Kantone scheinen im Begriff, sich ins angeblich Unvermeidliche zu schicken.

Zwei Gefahren gilt es zu beachten.

Erstens: Steuerharmonisierung ist immer Harmonisierung nach oben. Staaten, die keinen Steuerwettbewerb dulden, haben ein Interesse an möglichst hohen Steuern. Mit dem Wettbewerb schalten sie Vielfalt, Auswahl und Freiheit aus, um ans Geld zu kommen. Weil sie das demokratisch bei sich zu Hause nie durchsetzen können, verbünden sie sich grenzübergreifend, um ihre Ziele statt durch Abstimmungen oder Wahlen durch Zwangsbefehle zu erreichen, Diktatur ersetzt Demokratie.

Das Resultat höherer Steuern ist immer weniger Wohlstand. Getroffen werden vor allem die Kleinen, Armen und Schwachen. Niedrige Steuersätze sind die Waffe, mit der sich die Davids gegen die Goliaths und Krösusse einen Attraktivitätsvorteil verschaffen können. Gerade das Beispiel Schweiz zeigt die segensreiche Wunderwirkung von Steuerwettbewerb und

Niedrigsteuern. Weniger Belastung von Bürgern und Unternehmen bedeutet automatisch mehr Freiheit und Wohlfahrt.

Zweitens und grundsätzlicher: Die Steuerpläne des Schuldenkartells sind ein Angriff auf die staatliche Unabhängigkeit der Schweiz, auf Freiheit und Volksrechte des Souveräns. Auf keinen Fall dürfen Bundesrat und Politik Hand bieten zu diesem unverschleierte Raubzug aufs private Eigentum. Es geht nicht einfach nur darum, dass die Schweiz direkt geschädigt würde. Attacken auf die Unabhängigkeit des eigenen Landes sind aus prinzipiellen Gründen abzuwehren.

Über Jahrhunderte haben sich die Völker des Westens von ihren Königen in blutigen Kriegen das Recht erkämpft, selber über die Höhe der Steuern und Abgaben zu bestimmen. Die amerikanische Unabhängigkeitsrevolution gegen die britische Krone entzündete sich an der Steuerfrage («No taxation without representation»). In der Schweiz ist die Steuerhoheit ein weltweit

einzigartiges Erfolgsmodell: Sie liegt nicht bei den Parlamenten, sondern beim Volk und bei den Kantonen.

Die neuen Raubritter unter der Führung der Vereinigten Staaten mit ihrem ausgabenwütigen linken Präsidenten Joe Biden handeln despotisch, verbrecherisch und kriegerisch, wenn sie sich über heilige Schweizer Volksrechte und die Unabhängigkeit hinwegsetzen. Das muss man ihnen deutlich machen.

Noch schläft die Berner Politik. Man duckt sich weg, verharmlost, bastelt an «Kompensationsmassnahmen», beugt sich also bereits auf Vorrat dem Schulden-Joch der Geldverschwenderstaaten. In den Kantonen sieht es nicht viel besser aus. Die Finanzdirektoren, die auf die Barrikaden steigen müssten, verstecken sich hinter dem Bund. Die Zürcher mit ihren Hochsteuern sind vielleicht gar nicht so unfroh, wenn künftig die tüchtigeren Zuger, Schwyzer, Ob- und Nidwaldner von Bidens G-7-Gang gezwungen werden, ihre Steuersätze anzuheben.

Ist Widerstand zwecklos, wie alle Medien, einige frohlockend, verkünden? Sicher nicht. Die Schweiz muss beherzt dagegenhalten. Die Steuerdiktatoren werden demnächst die Wirtschaftsorganisation OECD für ihre Ziele einspannen. Dort ist die Schweiz Mitglied. Entscheide können nur einstimmig getroffen werden. Ein Schweizer Nein ist Pflicht. Die Folge werden Sanktionen sein oder auch nicht. Man muss sie ertragen.

Am Ende geht es um Sein oder Nichtsein. Angriffe auf die Schweizer Unabhängigkeit haben Tradition: Habsburger, Weltkriege, nachrichtenlose Vermögen, Steinbrücks Kavallerie, Bankkundengeheimnis, EU-Rahmenvertrag. Gibt die Schweiz nach, machen die anderen auf unserem Boden die Gesetze. Heute sind es die Unternehmenssteuern, morgen werden es die Einkommenssteuern sein oder andere Teile unserer Rechtsordnung, die dem Ausland nicht gefallen. Fertig Schweiz.

So weit darf es nicht kommen. Widerstand ist oberste Pflicht. R. K.

AMEOS

**GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?**

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN

AMEOS Seeklinikum Brunnen |
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen |
T +41 41 825 48 48 | ameos.ch

Linkskurs von SRF, Umverteilungsexperiment AHV, Rachida Dati, «Grand Hotel Zermatterhof», Simone Bargetze

Seit die *Weltwoche* im Februar den Linkskurs von Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) beschrieben hat (Nr. 7/21), sind so gut wie alle Hemmschwellen gefallen. Unsere öffentlich-rechtlichen Journalisten und Moderatoren agieren zunehmend parteiisch und unprofessionell. Statt der vorgeschriebenen «sachgerechten, vielfältigen und unabhängigen» Information erhalten die Zwangsgebührenden eine immer schamlosere rot-grüne Erziehung entlang den Leitplanken von Feminismus, Klimapanik, Internationalismus und Staatsgläubigkeit. Doch bei den Löhnen und Boni herrscht Kapitalismus in Reinkultur. Nun regt sich politischer Widerstand gegen die SRG-Steuer. **Seite 16**

Die Debatte über die AHV-Reform läuft heiss, alle suchen für sich den maximalen Vorteil. Das Vorsorgewerk gilt als nationales Heiligtum, aber wie steht es wirklich um diese Einrichtung? Olivier Kessler, Direktor des liberalen Instituts legt hier dar, woran die AHV krankt. Es ist ein Umverteilungsexperiment, das mit viel kollektivem Zwang verbunden ist. Für Kessler ist klar: eine echte Renovation sieht anders aus. **Seite 10**

Wenn Rachida Dati die Lage der Nation kommentiert, hat sie die Aufmerksamkeit auf sich. In einer Blitzkarriere ist sie aus der Banlieue zur Justizministerin aufgestiegen. Ihre Wurzeln liegen im Maghreb. Doch ihr Herz schlägt für das säkulare Frankreich. Sie kennt die Konflikte der muslimischen Migrantenkinder aus eigener Erfahrung. Ihre Eltern stammen aus Algerien



Zur Lage der Grande Nation:
Rachida Dati.

und Marokko. Aufgewachsen ist sie mit zehn Geschwistern im islamischen Mikrokosmos. Umso bemerkenswerter, dass Dati den offenen Brief pensionierter Generäle offen unterstützte, die vor «Horden aus der Banlieue» und einem «Bürgerkrieg» in Frankreich warnten. «Die französische Gesellschaft befand sich in einem Prozess der Auflösung. Jetzt ist sie vollständig auseinandergebrochen», sagt sie im Interview. Nur eine «fundamentale Erneuerung» könne die Nation retten. **Seite 30**

Die Erstbesteigung des Matterhorns 1865 durch den Briten Edward Whymper mit sechs Gefährten endete in einem Drama. Der Gross-

teil der Seilschaft stürzte beim Abstieg ab. Das machte weltweit Schlagzeilen und Zermatt weltbekannt. Damit auch die Einheimischen vom einsetzenden Tourismus-Boom profitieren konnten, riet ein weitsichtiger Geistlicher den alten Familien zum Bau eines Hotels. So begann 1879 die Geschichte des «Grand Hotel Zermatterhof», wo seither gekrönte Häupter wie Juan Carlos von Spanien sowie Persönlichkeiten aus Politik, Kunst, Wirtschaft und Wissenschaft ein und aus gingen. Jetzt wurde die Nobelabsteige sogar zum «Hotel des Jahres» gekürt. Hubert Mooser nahm diese Auszeichnung zum Anlass, um in Zeiten von Corona einen Blick in das Innenleben eines traditionsreichen Fünfsternehotels zu werfen. **Seite 36**

Simones Welt war eine wilde – «Simone's Wild World» hiess ihre Sendung/heisst ihre Website –, und in dieser drehte sich fast alles um Stars, für deren Sicherheit Simone ihre eigene aufs Spiel setzte. Wie sich das gehört für ein Körperdouble, eine Stuntfrau, die zum Einsatz kommt, wenn's für Schauspielerinnen zu gefährlich wird. Dank ihres Muts, Könnens und ihrer Kontakte hat die Liechtensteinerin Simone Bargetze ihre Version einer erfolgreichen Hollywood-Laufbahn absolviert. Bis sie vor einigen Jahren zurückkehrte nach Zürich, sesshaft wurde – und Mami («Mein grösster Stunt bis jetzt», erzählte sie People-Reportern). Wirklich? Zurzeit sieht's mehr danach aus, als möchte sie ihr altes Leben zurück. **Seite 76**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

GLENCORE

Von der Kreislauf- wirtschaft



*zur
Erdumlauf-
bahn.*

Es findet sich in Getränkedosen, in Raumschiffen und ist zu 100 Prozent recycelbar: Aluminium ist aus dem Alltag nicht mehr wegzudenken und hat auch für unsere Zukunft einen hohen Stellenwert. Doch wie können wir dieses vielseitige Metall auf eine Weise bereitstellen, die die Umwelt schützt?

[Glencore.ch/erstaunliche-rohstoffe](https://www.glencore.ch/erstaunliche-rohstoffe)





Politiker des Bücklings: Seite 26



Staatssender auf Abwegen: Seite 14



«Moralischer Niedergang»: Seite 30

DIESE WOCHE

- 5 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung
Schneeballsystem AHV
- 11 Peter Rothenbühler
Lieber Jann Billeter
- 12 Tagebuch Matthias Matussek
- 14 Bern Bundeshaus
Knapp am Eigentor vorbei
- 15 Blick in die Zeit
- 16 Oberlehrer der Nation
Das rot-grüne Umerziehungsfernsehen
- 19 Personenkontrolle
- 19 Inside Washington
- 20 Mörgeli Angriffig wie ein Rottweiler
- 20 Adieu, Fifa
Infantinos Pläne in Paris
- 21 Peter Bodenmann Statt Wasserstoff
einheimischer Alpenstrom
- 22 Das Erdölzeitalter hat erst begonnen
Fossile Energien boomen
- 24 Rita Ora
Das letzte *bad girl* des Pop
- 25 Die Schweiz ist ihm ein Rätsel
Der Europaabgeordnete Andreas Schwab
- 26 Biden und Co. regieren die Schweiz
Schweizer Politiker kuschen
- 28 Lilibet Diana Klaus J. Stöhlker
zur königlichen Namensgebung
- 29 Allein können wir es besser
Beat Kappeler übers Rahmenabkommen
- 30 «Es braucht ein Aufbäumen»
Rachida Dati über Frankreich
- 34 Isabella Eckerle Schrille Warnerin
vor den Gefahren des Coronavirus

- 35 Kurt W. Zimmermann
Referendum für die Glaubwürdigkeit
- 36 Wo einst Walt Disney nächtigte Der
«Zermatterhof» ist «Hotel des Jahres»
- 38 In den Fussstapfen des Giganten
Rush Limbaughs Vermächtnis
- 39 Monica Granda Die politisierende
Tochter eines früheren Farc-Terroristen
- 40 Biedermänner und Brandstifter
Gefährliche Experimente mit Viren
- 42 Amerika In den Städten
eskaliert die Gewalt
- 43 Ihr glücklichen Adligen, heiratet!
Milliardärstochter Nina Flohr
- 44 Aufruhr an der Heimatfront
Das CO2-Gesetz spaltet die Freisinnigen
- 46 Bettelbrief von ganz oben
Pietro Supino lobbyiert im Parlament
- 47 Sex in der Eiszeit
Neue Funde in einer Höhle in Spanien
- 48 Sozialistische Renaissance am Pazifik
Wende in Chile, Peru und Kolumbien
- 51 Henryk M. Broder
Die Welt als Wille und Vorstellung
- 52 Leserbrief
- 53 Nachrufe Friederike Mayröcker,
Abubakar Shekau
- 54 Beat Gygi
Zuerst kommt der Freihandel

LITERATUR UND KUNST

- 55 Ikone der Woche
- 56 Abgesang auf «Tausendundeine Nacht»
Leuchttürme islamischer Kultur
- 57 Bücher der Woche

- 61 Die Bibel
- 62 Die Wucht des Zerfalls
Ray Davies und die Kinks
- 58 Film
«Not Me – A Journey with Not Vital»
- 59 Film «Wanda, mein Wunder»
- 65 Alben für die Ewigkeit
David Bowie: «Ziggy Stardust»
- 66 Ausstellung Ré Soupault
- 67 Pop Twenty One Pilots
- 67 Jazz Tom Rainey Obligato

LEBEN HEUTE

- 68 Wunderbare Welt
- 68 Unten durch
- 69 Fast verliebt
- 70 Sehnsuchtsorte
- 71 Lebensläufe
- 71 Thiel
- 72 Essen
- 72 Wein
- 73 Auto
- 73 Objekt der Woche
- 74 Zeitzeichen
- 74 Dr. M.
- 75 Kaffee mit ... Fabian Unteregger
- 76 Hollywood Hills–Zollikerberg einfach
Stuntfrau Simone Bargetze
- 78 Tamara Wernli
Nahe am Nervenzusammenbruch



**BMW
MOTORRAD**



DESTINATION: FREIHEIT

TESTE DIE BMW R 18

MAKE LIFE A RIDE

Schneeballsystem AHV

Die Alters- und Hinterlassenenversicherung gilt als Schweizer Heiligtum. In Wirklichkeit ist sie ein fatales Experiment ohne Aussicht auf ein Happy End.

Olivier Kessler

Die eidgenössischen Räte beraten einmal mehr eine Revision der Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV). Diese wird nicht nur von den Sozialdemokraten als «wichtigste Errungenschaft der Schweiz» gefeiert. Auch für Bürgerliche ist sie längst eine heilige Kuh. Dies spricht nicht, wie man annehmen könnte, für die AHV, sondern gegen den Zustand der Bürgerlichen. Die destruktiven Effekte der AHV auf Wirtschaft und Gesellschaft werden weitgehend verkannt. Nur für kurze Zeit vermögen die jeweiligen AHV-«Reförmchen» die Konstruktionsfehler des Umlagesystems zu kaschieren, während ein immer grösserer Schaden für die Allgemeinheit angerichtet wird. Wer es mit der Generationengerechtigkeit und der Bekämpfung der Altersarmut ernst meint, muss die Sache grundsätzlicher angehen.

Doch worin liegt überhaupt das Problem mit der AHV? Im Grunde genommen ist sie nicht eine Versicherung, sondern ein Schneeballsystem. Die Vorstellung, die Rentenbezüger hätten einen Rentenanspruch, weil sie «Beiträge» entrichtet hätten, ist falsch. Die erste Generation von AHV-Bezügern etwa erhielt eine Rente, ohne ins System überhaupt oder genügend eingezahlt zu haben. Sie profitierten – wie in einem typischen Schneeballsystem – auf Kosten künftiger Einzahler. Das System kann nur so lange aufrechterhalten werden, wie es jeweils neue Einzahler ins System gibt. Was in der Privatwirtschaft verboten ist, geht beim Staat liebevoll als «Sozialversicherung» durch.

Altersarmut statt Wohlstand

Obwohl der offizielle AHV-Ausweis und die persönliche AHV-Nummer suggerieren, dass es sich um Einzahlungen auf ein persönliches AHV-Konto handle, ist dies nicht der Fall. Es werden hier keine persönlichen Ersparnisse aufs Alter hin gebildet. Den Arbeitstätigen wird vielmehr ein Teil ihres Einkommens wegbesteuert, der unmittelbar an die Rentenbezüger ausbezahlt wird, bei denen dieses Geld tendenziell in den Konsum fliesst.

Diese Tatsache ist auch volkswirtschaftlich von entscheidender Bedeutung: Es wird weniger ge-

spart und weniger investiert, als wenn individuell fürs Alter vorgesorgt würde. Damit werden die Wachstumspotenziale der Wirtschaft wesentlich geschwächt. Konkret heisst dies: Die AHV vernichtet Wohlstand und trägt damit zur Altersarmut bei, die sie angeblich verhindern will.

Die Lebenserwartung ist seit Einführung der AHV erfreulicherweise von 68 auf 83 Jahre gestiegen. Das gesetzliche Referenzalter für den Rentenbezug ist dagegen bei 64 beziehungsweise 65 Jahren steckengeblieben. Weil die Lohnabzüge zur Finanzierung dieser ausgedehnten Rentenzeit längst nicht mehr ausreichen, muss die AHV immer mehr durch die Mehrwertsteuer und weitere Steuern subventioniert werden, um die Auszahlungsansprüche abzudecken und das Schneeballsystem weiter am Leben zu erhalten. Inzwischen kostet die AHV jedes Jahr über 45 Milliarden Franken. Mehr als ein Viertel davon muss bereits über zusätzliche Steuerquellen finanziert werden.

Verfechter des staatlichen AHV-Umlageverfahrens behaupten, dass es in einem liberalen System der Altersvorsorge keine Garantie gäbe, dass Menschen genügend aufs Alter hin sparen würden. Diese Argumentationsweise ist problematisch, weil sie impliziert, dass es in einem verpolitisierten Schneeballsystem wie der AHV

eine Art Garantie gebe, nach der allen im Alter genügend Ressourcen zugeteilt würden. Dem ist mitnichten so. Das AHV-System ist nicht nachhaltig, weil es die Grundlagen seiner eigenen Finanzierung – die produktive Wirtschaft – immer stärker mit steigenden Steuern unterhöhlt. Eine wachsende Steuerlast bedeutet ein Erlahmen der Produktivkräfte. Irgendwann kommt unweigerlich der Moment, in dem nicht mehr genügend Mittel zusammenkommen, um die Ansprüche der Rentenempfänger abzugelten.

Die 1948 eingeführte AHV war nicht immer so unangefochten wie heute: Noch 1931 lehnten 60,3 Prozent der Stimmbürger die Einführung des auf dem Umlageverfahren basierenden Sozialwerks ab. Dies, weil es der Ethik der Eigenverantwortung, der die Schweiz schon damals ihren relativ hohen Wohlstand zu verdanken hatte, diametral widersprach.

Risiko der Alternativlosigkeit

In der Tat: Aus liberaler Sicht ist die Einführung der AHV alles andere als eine «Errungenschaft». Anstatt sich im wichtigen Bereich der Altersvorsorge mit sozialistischen Experimenten zu versuchen und auf ein mit Sicherheit nicht kommandes Happy End zu hoffen, wäre es sinnvoller, wenn die Menschen mit individuellen Alterssparkonten fürs Alter vorsorgen könnten. Ein Grossteil dieser Gelder würde dann produktiv angelegt werden, was das finanzielle Polster im Alter aufwerten und nebenbei auch Arbeitsplätze und Wohlstand schaffen würde. Dass solche Modelle hervorragend funktionieren, haben andere Länder längst vorgezeigt.

Der Mix aus Marktwirtschaft, Eigenverantwortung und Solidarität wäre auch im Bereich der Altersvorsorge einem kollektivistischen Zwangssystem bei weitem überlegen. Es wäre wesentlich weniger schmerzhaft, wenn wir aus freien Stücken eine echte AHV-Reform hin zu einem liberalen Kapitaldeckungsverfahren aufgleisten, als wenn wir eines tragischen Tages aus ökonomischer Alternativlosigkeit dazu gezwungen würden.

Olivier Kessler ist Direktor des Liberalen Instituts in Zürich (www.libinst.ch).



Lieber Jann Billeter

Schade, dass Sie SRF verlassen und zum Privatsender My Sports wechseln, dem Sportkanal von Telecom-Anbieter Sunrise UPC, wo Sie vor allem Eishockey kommentieren werden. Ich habe Sie immer gerne gesehen, Sie sind sympathisch, kompetent, freundlich. Ich werde Sie vermissen. Aber deshalb nicht etwa mitkommen.

Ihr Wechsel ist kein Grund, Abonnent von My Sports zu werden. Ich zahle (immer noch) Gebühren für SRF und will Sport, wenn überhaupt, auf «meinem» Sender sehen. Oder zappe ins Ausland.

Ihr Abgang ärgert mich, weil er Symptom einer Fehlentwicklung ist: Da geht ein Star nach dem andern weg, Nik Hartmann, Patrizia Laeri, Steffi Buchli, Jonas Projer und jetzt noch Sie. Und keiner zieht am Leutschenbach die Notbremse. Dabei ist das TV-Business ein People-Business. Die Stars sind die Marke.

Leider handeln nur die Privaten nach dieser Erkenntnis und kaufen Stars ein, die SRF gross



«Ich habe einen Marktwert»:
TV-Moderator Billeter.

gemacht hat. Erst noch relativ günstig, denn SRF zahlt Lehrerlöhne, weil sich das Unternehmen als Volksbildungsanstalt begreift. Super für die Privaten, die Leute wie Sie mit ein paar Tausendern mehr holen können.

Natürlich sagt keiner, er wechsle wegen des höheren Lohns, das macht man in der Schweiz

nicht. Sie haben wenigstens «Ich habe einen Marktwert» gesagt, und das heisst alles. Wenn einer wie Sie 49 ist und Familie hat, will er entsprechend seinem «Marktwert» entlohnt werden.

In Deutschland würden Sie eh das Zehnfache verdienen. SRF hat als gebührenfinanzierte Monopolanstalt noch nicht gecheckt, dass bei den Stars der Markt die Transfers regelt. Und dass Stars auch wie solche behandelt werden sollten.

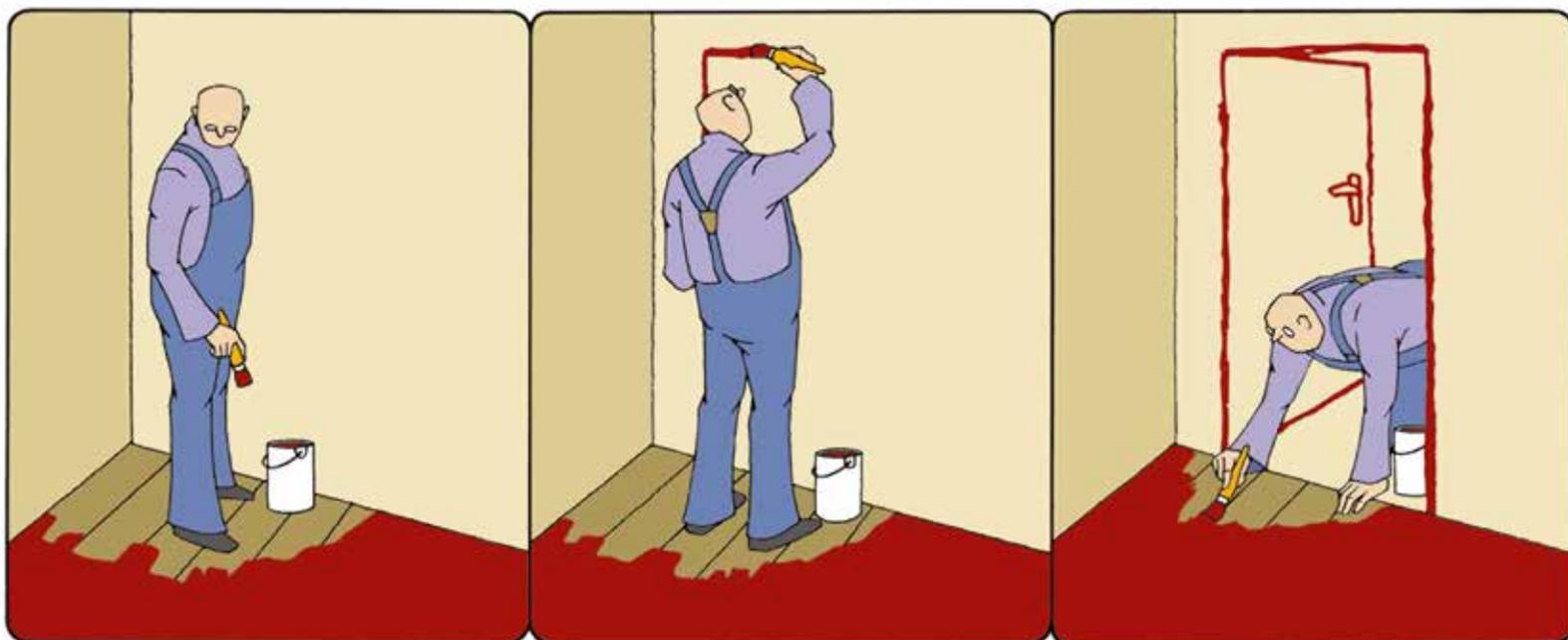
Bei Sunrise UPC hat sich der oberste Chef um Sie persönlich gekümmert. Bei SRF sind Sie für die hohe Hierarchie nur eine graue Maus.

Aber was jammere ich? Wer sich am Markt nicht wirklich bewähren muss, kann sich solche Verluste leisten.

Und lange überleben.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Matthias Matussek



Der Vorstoss in die Gebiete, in denen nach den Worten des CDU-Ostbeauftragten Marco Wanderwitz die «Demokratie noch nicht angekommen ist», hat insofern Abenteuercharakter, weil man aus dem Zugfenster allein nicht erkennen kann, wo diese legendären Territorien beginnen.

Aus Flensburg und Schleswig an der Ostseeküste, also Habeck-Land – er hatte im Nachbardorf seinen Nominierungs-Kreisverband –, hinunter nach Sachsen, durch Niedersachsen und Brandenburg und Sachsen-Anhalt, lauter schöne Sommerlandschaften aus Rapsfeldern, Wäldern und Seen; Deutschland kann tatsächlich so schön sein.

Das Gift sitzt im Kopf.

Eine andere Art von Pandemie hat dieses Land verheert, hat es in ein helles und dunkles Deutschland geteilt, es ist die Pandemie der Moral und der Weltverbesserung und des misstrauischen Belauerns.

Drei Tage lang halte ich mich in Chemnitz und Umgebung auf und fahre am Wahltag in Sachsen-Anhalt zurück an die Ostsee, und nun schaue ich nicht mehr auf die Felder und die Seen, sondern aufs Handy.

Auf Bild-TV berichtet eine Reporterin erschüttert von einer Veranstaltung in Sachsen-Anhalt mit dem Spitzenkandidaten Oliver Kirchner, einem kleinen, dicken Autohändler, der «national-konservativ» so laut brüllt, dass die Reporterin «national-sozialistisch» versteht, wie sie ausführt.

Nun ist dieser krasse Hörfehler sozusagen systemisch, denn der Verfassungsschutz beobachtet die AfD in Sachsen-Anhalt, die dem rechtsausenverdächtigen Flügel um den Thüringer Björn Höcke zugeneigt ist und

deshalb wie die meisten konservativen Positionen (Mann und Frau, Familie, Eigentum) unter Naziverdacht stehen.

Bei Bild-TV jedoch sitzt ebenfalls der besonnene Claus Strunz, der die Meinung riskiert, dass das National-Konservative als solches noch kein Verbrechen darstelle und dass es sehr viele Menschen im Land gebe, die grosse Manschetten haben bei einer Politik, die Hunderttausende aus einer anderen Kultur mit anderen Sittengesetzen ohne Kenntnis ihrer jeweiligen möglicherweise kriminellen Vorgeschichten ungeprüft ins Land lässt.

Auch mir klingt der Autohändler unangenehm im Ohr. Allerdings muss er gegen eine Phalanx von sogenannten Antifaschisten anbrüllen, was seinen Auftritt vergrößert. Und was die sogenannten Antifaschisten mit den Grünen verbindet, ist der Affekt gegen die Nation («Nie wieder Deutschland»).

Mit dieser euphorischen Selbstabschaffung wollen die Menschen im Osten nichts zu tun haben, schliesslich haben sie vierzig Jahre lang auf dieses freie, souveräne Deutschland gewartet.

Und was da draussen am Abteifenster vorbeifliegt, ist immer noch Eichendorff-romantisch, wäldersatt und sommerlich schwelgend, ein Land, das einst von seinen Bürgern bei einer Märchen-WM kurz nach Regierungsantritt dieser Kanzlerin noch mit schwarz-rot-goldenen Wimpelchen geschmückt wurde.

Als schliesslich die Wahlergebnisse eintrudeln, belegt die AfD mit sehr soliden, aber irgendwie doch enttäuschenden 22 Prozent nur den zweiten Platz hinter der CDU mit 37 Prozent. Die systemstürzenden Grünen, die die Vokabel «Deutschland» aus dem Programm entfernen wollen, verlieren sich zunächst unter dem

Balken der «Sonstigen». Schliesslich schaffen sie aber mit 5,5 Prozent doch noch die 5-Prozent-Hürde.

Da ich nun eindeutige Sympathien für das National-Konservative hege – mein vorletztes Buch, der Bestseller «Wir Deutschen», war ein von der Kritik gefeiertes patriotisches Bekenntnis zu diesem Land, bevor es unter der Kanzlerschaft Merkels aufgelöst werden sollte in einem von Bürokraten angerührten europäischen Einheitsbrei –, war ich über das AfD-Ergebnis enttäuscht und twitterte, das miese Ergebnis sei die Schuld dieses brüllenden Autohändlers Kirchner.

Vielleicht war ich voreingenommen, denke ich mir nun.

Vielleicht war dieser brüllende Kirchner in Sachsen-Anhalt nur eine Art verkörperter Ur- und Befreiungsschrei gegen das Kartell aus Parteien und Medien und «Antifaschisten», die für eine schöne neue Welt der Zukunft unsere Nation für einen ewigen Fehler halten und daher abschaffen wollen.

Tatsächlich hat diese Partei auch andere Tonlagen zu bieten, die auf einer Frequenz senden, die den Bildungsbürger (was für ein schönes deutsches Wort) nicht verschrecken, sondern anzusprechen verstehen. Sie hat Kandidaten wie den Schriftsteller Michael Klonovsky, der in Chemnitz antritt.

Sein – nicht unironisches – Wahlmotto stammt aus dem Evangelium: «Fürchtet euch nicht!» Eine vorausseilende Replik auf die gängigen und erwartbaren Unheilshysterien im Zusammenhang mit der AfD.

Doch das wird eine andere Geschichte.

Matthias Matussek ist Journalist.
Am 24. Juni erscheint in der *Weltwoche* seine Reportage über den Wahlkampf in Chemnitz.

WO DIE STRASSE AUFHÖRT BEGINNT DAS ABENTEUER.



DIE NEUE HARLEY-DAVIDSON® PAN AMERICA™

WWW.HARLEY-DAVIDSON.CH  



Knapp am Eigentor vorbei

Der Bundesrat wollte die Kohäsionsmilliarde als «Eintrittspreis» in den EU-Markt bezeichnen. Das hätte fatale Folgen gehabt. Dank Finanzminister Ueli Maurer (SVP) lässt er es bleiben.

Haben die Bundesräte Angst vor dem eigenen Mut, den sie mit der Beerdigung des Rahmenvertrags an den Tag gelegt haben? Man muss es befürchten: Die Regierung macht Ernst mit der Überweisung der zweiten Kohäsionsmilliarde. Genau genommen, sind es 1,3 Milliarden Franken, aber im Abrunden von Kosten sind die Kommunikationsbeamten beim Bund sehr geübt.

Vor zwei Jahren hatte das Parlament, gegen den Bundesrat, der Zahlung unter einer Bedingung zugestimmt: dass die EU ihre Piesackereien beendet. Davon ist Brüssel weit entfernt. Die Schweizer Börse wartet weiter auf die Anerkennung ihrer Gleichwertigkeit, und bei den Medizinalprodukten zieht die Europäische Union ihre Schikanen durch. In einer Feuerwährung, als sich der Bundesratsentscheid zum Rahmenabkommen abzeichnete, hat die EU weitere Instrumente identifiziert, mit denen sie die Schweiz inskünftig plagen will. Insbesondere beim Strommarkt oder bei den Flugverbindungen.

Guten Willen erkaufen?

Wie reagiert Brüssel auf den Willen des Bundesrats, die Bedingung des Parlaments zu beseitigen und die 1,3 Milliarden trotz allem zu überweisen? Mit keiner Silbe. Das zeigt, dass sich die Schweiz damit schwerlich «guten Willen» erkaufen kann. Mit diesem Argument hat aber der Blätterwald die bundesrätliche Offensive fast unisono gelobt.

Aus EU-Sicht ist die Zahlung bedingungslos geschuldet. «Als Konsequenz ihrer teilweisen Integration in den EU-Binnenmarkt bezahlt die Schweiz einen finanziellen Beitrag an die wirtschaftliche und soziale Kohäsion der neuen EU-Mitgliedsstaaten», schreibt die Kommission auf ihrer Website.

Vor Tische las man's anders. Die erste Kohäsionsmilliarde, gegen deren Auszahlung das Referendum ergriffen wurde und welcher anno 2006 gleichwohl 53,4 Prozent der Stimmbürger zustimmten, verkaufte der Bundesrat als «Fortsetzung unserer bewährten Osthilfe». Es gehe darum, «den Aufbau von Demokratie und

sozialer Marktwirtschaft in Osteuropa weiterhin zu unterstützen». Kein Wort davon, dass es sich um einen «Eintrittspreis» für den EU-Binnenmarkt handelt. An seiner Auffassung, nach der es sich bei der Kohäsionsmilliarde um eine freiwillige, gutnachbarschaftliche Unterstützung handelt, hielt der Bundesrat fest, als er dem Parlament vor drei Jahren die Neuauflage

Es ist, als spende man für die Armen und erhalte dann ungefragt einen Mitgliedsausweis der SP.

beantragte: «Die Schweiz spricht ihren zweiten Beitrag autonom. Der Beitrag ist nicht direkt mit anderen EU-Dossiers verknüpft, er gliedert sich jedoch in die Schweizer Europapolitik ein.»

Jetzt wird im Aussendepartement (EDA) von Ignazio Cassis (FDP) an der Botschaft zur Freigabe der Zahlung respektive zur Beseitigung des parlamentarischen Vorbehalts gefeilt. Danach muss das Parlament entscheiden, ob es mitzieht. Laut dem Botschaftsentwurf der EDA-Beamten wäre die Schweiz erstmals bereit gewesen, Brüssels Diktion vom «Eintrittspreis in den Binnenmarkt» zu übernehmen. Alarmiert stellte dies alt Bundesrat Christoph Blocher (SVP) in seiner «Teleblocher»-Sendung fest.



«War der Schornsteinfeger eigentlich heute da, Schatz?»

Ein radikaler Paradigmenwechsel in der Handelspolitik: Erstmals hätte die Schweiz für den Zugang zu einem grossen Markt Geld bezahlt. Schon aus grundsätzlichen Erwägungen ist diese Übungsanlage beinahe pervers. Handel findet immer zum beiderseitigen Vorteil statt, und die EU exportiert mehr in die Schweiz als umgekehrt. Auch die Weiterungen wären unabsehbar gewesen: Was, wäre Brüssel plötzlich auf die Idee gekommen, 1,3 Milliarden seien eigentlich zu wenig? Nach Ablauf der Zahlungen wäre sozusagen automatisch die nächste Runde fällig geworden. Und es wäre ein weltweit fast einmaliger Präzedenzfall gewesen. Andere Länder mit einem grossen Markt hätten sich an der EU ein Beispiel genommen: «Sieh an, die Schweizer zahlen sogar Geld, damit ihre Unternehmen exportieren können!»

Umwidmung gestoppt

Stand Dienstag scheint das abgewendet. Wie man aus Bern hört, hat der Bundesrat auf Anregung von Finanzminister Ueli Maurer und mit Unterstützung unter anderem von Ignazio Cassis die Umwidmung der Kohäsionsmilliarde gestoppt. Auf Anfrage äussert sich das EDA nicht zum Wortlaut der geplanten Botschaft. Dieser werde «zu gegebener Zeit zuhanden des Parlaments verabschiedet».

Trotzdem: An seinem Willen, das Geld auszu zahlen, hält der Bundesrat fest. Obwohl es keine Anzeichen gibt, dass dies in den Beziehungen zur Europäischen Union etwas verbessern würde. Und obwohl jetzt doch, zum Glück, die Schweizer Regierung eine andere Auffassung vom Zweck der Zahlung hat als die EU. Eine absurde Situation. Es ist, als spende man einem karitativen Verein für die Armen und erhalte dann ungefragt einen Mitgliedsausweis der SP ohne Stimmrecht.

Anstatt den bestehenden Parlamentsvorbehalt zu beseitigen, der dem Bundesrat die Überweisung verbietet, solange die Piesackereien anhalten, wäre eher ein zweiter Vorbehalt angebracht: kein Geld, bevor sich beide Seiten über Sinn und Zweck der Zahlung nicht einig sind.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Vor ein paar Wochen ging es hier schon einmal um CDU-Politiker Hans-Georg Maassen. «Ist er ein Antisemit?», war die Frage. Aufgeworfen hatte sie die deutsche Klimaaktivistin Luisa Neubauer.

«Nein, er ist das Opfer einer Verleumdung», lautete die Antwort. Doch das Problem sei: «Etwas bleibt bei Verleumdungen immer hängen.»

So ist es gekommen. Der Präsident des Thüringer Landesamts für Verfassungsschutz, Stephan Kramer, erklärte, Maassen gehe mit «antisemitischen Stereotypen» auf «Stimmenfang». Da Kramer selber Jude ist, wiegen die Vorwürfe umso schwerer.

Wie begründet Kramer seine Behauptung? Es geht ihm wie zuvor Neubauer vor allem um den Begriff «Globalist». Das sei ein Codewort von Rechtsextremen für Juden. Auch Maassen verwende es – in einem Essay für das Magazin *Cato*.

Schon dessen Titel verspricht harte Lektürearbeit: «Aufstieg und Fall des Postnationalismus». Wie erfolgreich Maassen damit auf «Stimmenfang» ging, sei dahingestellt. Die verkaufte Auflage von *Cato* liegt bei 8000 Exemplaren.

Noch weniger Aufmerksamkeit bekommt in Deutschland das Magazin *Telos*. Es erscheint in New York und beschäftigt sich mit «Kritischer Theorie der Gegenwart». Maassen veröffentlichte seinen Essay über Postnationalismus zuerst in englischer Sprache auf dem *Telos*-Blog.

Zum *Telos*-Team gehört Russell A. Ber- man, ein Stanford-Professor für Germanistik und brillanter Autor, unter anderem für die *Weltwoche* («Ibsen in Wuhan», Nr. 15/20). Herausgeber ist David Tse-Chien Pan von

der University of California. Beide dürfen als politisch unverdächtig gelten, selbst nach den strengen Regeln der deutschen Debatte.

Das Wort «Globalist» kommt in Maassens Aufsatz zweimal vor. Es würde zu weit führen, die Passagen hier mit dem nötigen Kontext zu zitieren. Nur so viel: Wenn sie tatsächlich antisemitische Botschaften transportieren, müssen diese gut versteckt sein. Sogar ein Professor für europäische Sprachen wie David Tse-Chien Pan übersah sie, und der Mann zählt deutsche Ideengeschichte zu seinen Spezialgebieten.

Um was also geht es bei dieser Geschichte? Immer noch, so unoriginell das klingt, um

Ist Hans-Georg Maassen ein Antisemit? Nein, immer noch das Opfer einer Verleumdung.

Machtpolitik, wie schon vor ein paar Wochen ausgeführt.

Der konservative Hans-Georg Maassen kandidiert in Thüringen für den Bundestag. In der CDU gehört er zu den härtesten Kritikern der grün-bürgerlichen Politik von Kanzlerin Angela Merkel. Das stört Leute wie Klimaaktivistin Neubauer, was verständlich ist.

Weniger verständlich ist die Einmischung eines Beamten in den Wahlkampf. Obwohl SPD-Mitglied, muss Stephan Kramer bei seiner Arbeit als Verfassungsschützer politisch neutral auftreten. Trotzdem fühlt er sich befugt, den Kandidaten einer anderen Partei öffentlich herabzuwürdigen. Warum? «Maassen ist in Thüringen derzeit aktiv und fällt somit auch in meinen Zuständigkeitsbereich.»

Er hätte sich gewünscht, so Kramer, dass sich «insbesondere die Antisemitismusbeauf-

tragen» der Sache angenommen hätten. Genau das ist schon vor Wochen passiert. Felix Klein, der Antisemitismusbeauftragte der deutschen Regierung, sagte nach Neubauers unfundierten Äusserungen: «Der Antisemitismus-Vorwurf ist ein scharfes Schwert und erfordert klare und eindeutige Belege.»

Neubauer blieb diese Belege damals schuldig, ebenso wie Kramer jetzt.

Maassen reagierte auf den neuerlichen Angriff mit einem raffinierten Tweet. Er schrieb über den Namen der grünen Kanzlerkandidatin: «Annalena Charlotte Alma Baerbock = ACAB = All Cops Are Bastards. Zufall oder Chiffre?»

Innert weniger Stunden erreichte er damit 770 000 Seitenabrufe, wie er seinen Followern auf Twitter mitteilte. Das gelang ihm auch deshalb, weil die üblichen Verdächtigen zuverlässig aufheulten. Satiriker Jan Böhmermann schrieb über Maassens Initialen: «HGM = Hitler Goebbels Mussolini. Zufall oder Chiffre? BITTE UM AUFLÄRUNG SOFORT!»

Maassen ergötzte sich an den Reaktionen: «Ich habe euren Nerv getroffen. Gerne mehr! So ein Tweet ist ein richtiger Honeypot für grün-linke Hetzer.»

Später liess er versöhnliche Töne folgen: «Schön, dass einige Anhänger der Theorie von «geheimen Codes» nun aufgrund meines ironischen Tweets zum Namen von Frau Baerbock gemerkt haben, wie absurd solche Konstruktionen sind. Wie wäre es, wenn wir zukünftig lieber über politische Inhalte und Fakten diskutieren?»

Man kann es kurz machen: Hans-Georg Maassen hat recht.



Symptome des Übermuts: SRF-Aushängeschilder Barbara Lüthi, Franz Fischlin, Nathalie Wappler, Sandro Brotz, Patrizia Laeri (v. l.).

Oberlehrer der Nation

Das rot-grüne Schweizer Umerziehungsfernsehen ist ein Ärgernis. Höchste Zeit, die eingetriebenen Steuermilliarden zu hinterfragen.

Christoph Mörgeli

Es war die knappste eidgenössische Volksabstimmung aller Zeiten: Am 14. Juni 2015 nahmen die Stimmbürger die Revision des Radio- und Fernsehgesetzes mit nur gerade 3649 Stimmen Unterschied an. In der deutschen Schweiz stimmten lediglich die Kantone Graubünden (mit seinen rätoromanischen Sendern) und Basel-Stadt (mit linker Mehrheit) zu. Der Schock im Establishment sass tief, hatten doch fast alle Parteien und selbst der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse der Einführung einer geräteunabhängigen Zwangsgebühr zugestimmt. Diese wurde vom Bundesgericht als Steuer beurteilt; dabei handelt es sich allerdings um die einzige Steuer ohne Verfassungsrang, so dass der Bundesrat deren Höhe allein festlegen darf.

In den Monaten nach diesem Donnerschlag gab sich die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) auffallend selbstkritisch,

streckenweise gar zerknirscht. Man sprach nun plötzlich von staatspolitischer Verantwortung, Sparsamkeit und Verzicht. Doch die extreme «No Billag»-Initiative von 2018 machte diese nachdenkliche Stimmung beim Monopolmedium mit einem Schlag zunichte. 71,6 Prozent des Stimmvolks und sämtliche Kantone beurteilten die vollständige Zerschlagung der

Die Zeitgeistthemen Feminismus, Klimawandel und Opferideologie wurden zu Leitplanken.

öffentlich-rechtlichen Sender als falsch. Von diesem unerwarteten deutlichen Ergebnis beirrt, fiel die SRG zurück ins selbstgefällige, überhebliche Fahrwasser. Zwar lauteten die offiziellen Grundsätze zur Programmarbeit weiterhin «sachgerecht, vielfältig und un-

abhängig». Vor allem in der Deutschschweiz wurde indessen die Färbung der politischen Sendungen von Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) immer linkslastiger, einseitiger und abhängiger: nämlich von Einflüsterern des rot-grünen Lagers. Die Zeitgeistthemen Feminismus, Klimawandel, Internationalismus, Opferideologie und Ausbau des Sozialstaates wurden zu Leitplanken, denen die journalistische Tätigkeit mittlerweile zwangsläufig folgen muss. Wer nicht spürt, den spuckt das System früher oder später aus.

Hemmungslos greifen sie in die Kasse

Bezeichnendes Symptom von Arroganz und Übermut sind die Löhne und Boni, die sich die SRG-Kader auszahlen lassen. Im Gegensatz zur sonst herrschenden Ideologie frönen sie diesbezüglich durchaus kapitalistischen Vorstellungen. Generaldirektor Gilles Marchand



kassiert trotz Defizitwirtschaft einen Lohn von 533 000 Franken. Die SRF-Direktorin Nathalie Wappler, deren Gestaltungskraft kaum spürbar ist, bezieht mit 450 000 Franken das Gehalt eines Bundesrats. Ihre schlagzeilenträchtigste Managementleistung besteht darin, dass sich der Newsroom noch einmal bis ins nächste Jahr verzögert und die Reparaturen pro Monat 400 000 Franken kosten.

Staatstrauer beim Rahmenabkommen

Seit die *Weltwoche* den prononcierten Linkskurs von Schweizer Radio und Fernsehen thematisiert hat (Nr. 7/21), ist alles nur noch schlimmer geworden. Statt sich über das satte Doppelgehalt zu freuen, das sich dank Ehefrau Susanne Wille summiert – sie allein bezieht als Mitglied der SRF-Geschäftsleitung 390 000 Franken –, macht Moderator Franz Fischlin in der «Tagesschau» auf Weltuntergang. Er kritisierte den Abbruch der Verhandlungen über das EU-Rahmenabkommen mit Leichenbittermiene als «Führungsschwäche» des Bundesrats und spekulierte über die «schwerwiegenden Folgen» dieses souveränen Souveränitätsentscheids. Von Chancen, Vorteilen oder Perspektiven war nirgendwo die Rede. Auch die «News» von Radio SRF dramatisierten das drohende «Ende des bilateralen Wegs», und EU-Korrespondent Michael Rauchenstein konstatierte atemlos «grosses Unverständnis» in Brüssel. Die Sendung «Echo der Zeit» bilanzierte: «Nun steht man vor dem Scherbenhaufen.» Damit habe sich die Schweiz «von Europa entfernt»;

auch mit der Kohäsionsmilliarde werde man «Brüssel nicht zufriedenstellen». Einzig SRF-Bundeshauschef Philipp Burkhardt bewahrte in diesem Panikorchester seine gewohnte Sachlichkeit.

Das Fass zum Überlaufen brachte für die SVP die Fernsehsendung «Club». Dort blieb die Volkspartei aussen vor, obwohl sie das Rahmenabkommen als einzige politische Kraft von Anfang an bekämpft hatte. Die Tatsache, dass die Kritik der SVP breit aufgegriffen wurde, zeugt davon, dass den übrigen Medien der SRF-Linksdrall nicht verborgen geblieben ist. In jenen ominösen «Club» geladen war ein zeternder EU-Beitrittsbefürworter und lebenslanger Staatsdiener, seine freisinnige Schwester im Geiste, ein zugeschalteter süddeutscher EU-Statthalter und als angebliche Gegnerin des Rahmenvertrags die unvermeidliche Jacqueline Badran (SP), die mittlerweile gewissermassen den Status einer ständigen SRF-Mitarbeiterin genießt. Moderatorin Barbara Lüthi beherrschte neben ihrer unverhohlenen Voreingenommenheit nicht einmal das journalistische Handwerk. So liess sie Badrans absurde Behauptung durchgehen, in der SP herrsche europapolitisch keine Zerreißprobe und sämtliche Sozialdemokraten kämpften für den Lohnschutz. Dabei sind sich die Genossen Eric Nussbaumer und Pierre-Yves Maillard in der Europafrage so ähnlich wie Nordpol und Sahara. Gesprächsleiterin Lüthi stellte Alfred Gantner eingangs als Wirtschaftsvertreter vor, der «ein riesiges Vermögen erarbeitet» habe – was im Leutschenbach keineswegs positiv gemeint ist. Und sie verspürte das Bedürfnis, den einzigen wirklichen Gegner des Rahmenvertrags jederzeit in die Schranken zu weisen: «Also, Herr Gantner, wir sind fair!»

Von noch beeindruckenderer Inkompetenz zeugte die Sendung «Frauen und Medien», die Patrizia Laeri für SRF und 3sat moderiert hat. Die Machart des Hallelujas für das «Medienopfer» Jolanda Spiess-Hegglin wurde selbst von der SPD-nahen *Frankfurter Rundschau* gnadenlos verrissen: Die Autorinnen hätten lediglich Interviews abgespult, «statt eigene Recherchen zu präsentieren». Das Blatt sprach von «Belanglosigkeiten, die nicht in eine Reportage gehören», und ortete gar Verstöße «gegen das journalistische Neutralitätsgebot». In einer «fragwürdigen Vermischung» spielte Laeri gleichzeitig auch Protagonistin und zeige sogar «Privates» wie ihre Malerei und ihre Kinder. Auch offenbarte sich die heutige Gattin eines Investmentbankers an der Goldküste als einstiges Opfer sexueller Übergriffe. Ein kritisches Interview über Spiess-Hegglin mit Michèle Binswanger vom *Tages-Anzeiger* wurde zwar aufgezeichnet, aber vor der Ausstrahlung unterdrückt.

Als nachträgliches Opfer inszenierte sich auch «Arena»-Moderator Sandro Brotz. Er

hatte als angeblich unparteiischer Dompteur die Gegner der bundesrätlichen Corona-Massnahmen auf Twitter als «Flat Earther» und damit pauschal als Verschwörungstheoretiker beschimpft. Die Reaktionen auf den sozialen Netzwerken liessen nicht auf sich warten, worauf sich Brotz wegen «zu viel Hass» beleidigt aus den sozialen Medien zurückzog – wenn auch nur vorübergehend. Als der lautstarke Parteigänger der Regierungslinie eine «Abstimmungs-Arena» über das Covid-Gesetz moderieren musste, war seine Glaubwürdigkeit entsprechend angeschlagen.

«Sonst gebe ich das Wort Frau Gössi!»

Die «Rundschau» präsentierte ausgerechnet bei massiv zurückgehenden Covid-Ansteckungszahlen eine Sendung über die «Pflege am Limit». Die Intensivstationen seien ein «Ort zwischen Leben und Tod»; gleichzeitig berichteten die anderen Medien über die ers-

Als nachträgliches Opfer inszenierte sich auch «Arena»-Moderator Sandro Brotz.

ten Tage ohne Covid-Tote. Rein zufällig lag diese «Rundschau» kurz vor der ständerätlichen Debatte über die «Pflegeinitiative». Als todesmutigen Helden inmitten bäuerlicher Anfeindungen wegen der Agrarinitiativen liess man den Grünen Kilian Baumann hochleben. Hingegen musste sich die traditionelle landwirtschaftliche Presse für die aufgeheizte Stimmung vor den Agrarinitiativen verantworten: «Sind die Zeitungen Teil des Problems?» Im Rahmen eines hymnischen Porträts über die Kanzlerkandidatin («Dieses Jahr reden alle von Grün») gegen «machtverwöhnte Konservative» schwärmte ein Anhänger: «Wir sind alle verliebt in Annalena Baerbock.» Bei der gegnerischen Partei witterte die «Rundschau» hingegen einen «Männerbund, wie er typisch ist in der CDU». Dafür berichtete die Sendung herzerweichend über einen abgewiesenen iranischen Asylbewerber, der unser Land schon vor drei Jahren hätte verlassen müssen.

«10 vor 10» stellte bei der Ablehnung des EU-Rahmenvertrags durch die «unnachgiebigen» Gewerkschaften die Frage in den Raum: «Haben sie sich damit selbst geschadet?» Die Zuschauer durchlitten in diesem Spätformat während kühl-verregneter Monate eine «extreme Dürre», denn wenigstens «in Kalifornien herrscht Wassermangel». Dies trotz «Chinas erster Klimaaktivistin», trotz dem bevorstehenden CO₂-Gesetz und einer Jugend, die klimapolitisch ihr «Recht auf eine Zukunft» einfordere. Ausgerechnet Arthur Honnegger – einst verbissenster Krieger im SRF-Heerlager gegen Donald Trump – moderierte die Würdigung von hundert Tagen Joe Biden.

Im Schweizer Radio treiben es die Linksideologen womöglich noch bunter. Selbst der neuerdings eingemittete Mitte-Präsident Gerhard Pfister kritisierte die parteiische Korrespondentin: «Eine sichtlich enttäuschte Bettina Ramseier kommentiert den Wahlsieg der CDU in Sachsen-Anhalt auf SRF News.» Im «Tagesgespräch» über das CO₂-Gesetz verbiss sich Moderatorin Priscilla Imboden rettungslos in SVP-Nationalrat Christian Imark, der die gegnerische Seite vertrat. Die Co-Präsidentin des linken Schweizer Syndikats Medienschaffender (SSM) verteidigte die prophetischen Zahlen des Departements von Simonetta Sommaruga (SP) gegenüber Imark wie eine Löwin («Es ist nachvollziehbar», «Das ist eine Unterstellung»). Schliesslich putzte die rabiate Gewerkschafterin Imboden den gewählten Volksvertreter ab wie einen Schulbuben: «Beantworten Sie jetzt meine Frage, sonst gebe ich das Wort Frau Gössi!»

Leiten, führen, umerziehen

Laut «Freitagsrunde» hat der Bundesrat bei den Waffenexporten «den Goodwill verspielt». Zum geplatzen Rahmenabkommen lautete der Kommentar: «Wir werden mit Nachteilen rechnen müssen.» Das «Echo der Zeit» war schon früher die erklärte Lieblingssendung von alt Bundesrat Moritz Leuenberger (SP). Kein Wunder, die Sendung begeisterte sich über das «erste Flüchtlingsparlament», wobei sich die vorgestellte Flüchtlingsparlamentarierin aus Sri Lanka beharrlich über ihre Fluchtgründe ausschwig, dafür mit Forderungen nach psychologischer Betreuung und Familiennachzug (inklusive volljähriger Kinder) nicht zurückhielt. Bemängelt wurde auch der Umstand, dass es in der Schweizer Politik zu wenig Menschen mit Behinderung gebe. Dafür rügte eine in Bern tätige forsche Forscherin aus Deutschland, dass hierzulande der Pestizid-Einsatz «weit über dem weltweiten Durchschnitt» liege. Es bestehe – so schmetterte Radio SRF kurz vor der Volksinitiative laut ins Land – «dringend Handlungsbedarf».

Die Themenauswahl von «Rendez-vous am Mittag» ist chronisch einseitig. Letzte Woche ging es in einer Sendung nacheinander um Kriegsmaterialexporte, Stickoxidwerte in Deutschland («die in unseren Atemwegen und unseren Lungen Schaden anrichten»), die traurige Bilanz der rechten Politik in Israel («Wie konnte es eigentlich so weit kommen, dass Benjamin Netanjahu immer wieder gewählt worden ist?») und schliesslich um die Versorgung mit Alternativenergie, wobei wir gut daran täten, die Windturbinen dem Umweltschutz vorzuziehen.

Hätten die Journalisten von Schweizer Radio und Fernsehen das Sagen, wäre die Schweiz längst Mitglied der Europäischen Union. Die urbane Bevölkerung der fortschrittlichen

Städte würde wie ehemals über die zurückgebliebene Landschaft herrschen. Die SP und die Grünen führten das Regiment in Regierungen und Parlamenten, die Bürgerlichen wären als bedauernswertes, belächeltes Splittergrüppchen höchstens noch geeignet, um als schlechtes Beispiel zu dienen. Der Staat hätte das unbestrittene Primat über die Wirtschaft, noch höher stünden nur Entwicklungshelfende, Klimastreikende, Gender-Polizistinnen («SRF

Beim satten Linksdrall der Staatsmedien geht es nicht bloss um ein gefühltes Problem.

Dok» ist eine weitgehend männerfreie Zone) und die grenzüberschreitende Verbrüderung («SRF Dok»: «Die Liebe kennt keinen Pass»). Eine noch üppiger steuerfinanzierte Medienlandschaft mit dem rot-grünen Flaggschiff SRF würde die Bevölkerung nicht einfach informieren, sondern fürsorglich leiten, führen und erziehen.

Beim satten Linksdrall der elektronischen Staatsmedien geht es nicht einfach um ein bloss gefühltes Problem. Eine vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützte Studie hat ergeben, dass sich siebzig Prozent der Radio- und Fernsehjournalisten der SRG selber als «politisch links» bezeichnen. Doch steht zu befürchten, dass manche von ihnen ihr linkes Weltbild als gemässigt beurteilen und sich in der «Mitte» wännen. Bei den siebzig Prozent SRG-Linken sind die Mitarbeiter der Sparten

Sport und Unterhaltung mitgezählt; ansonsten wäre wohl ein noch weit grösseres linkes Übergewicht herausgekommen.

Wer sich bei der Ombudsstelle SRG Deutschschweiz beschweren möchte, dürfte nicht weit kommen. Allfällige Eingaben nehmen der SP-Genosse Kurt Schöbi und Esther Girsberger entgegen, Letztere eine Vertreterin des Linksfreisinns und Biografin der von ihr bewunderten Eveline Widmer-Schlumpf. Sollten sich die Beschwerdeführer nicht einverstanden erklären, dürfen sie ihr Anliegen ähnlich erfolglos an die Unabhängige Beschwerdeinstanz (UBI) weiterleiten. Diese präsidieren Mascha Santschi Kalay (Die Mitte/CVP) und Vize Catherine Müller (parteilos), die unter anderem als Yogalehrerin amtiert. Der neunköpfige SRG-Verwaltungsrat ist zugleich Vereinsvorstand. Jedes andere Gremium, das über die Verwendung von Steuergeldern befindet, ist hierzulande nach Parteiproporz zusammengesetzt. Doch bei der SRG beansprucht Die Mitte/CVP mit 11,4 Prozent Wähleranteil nebst dem Präsidium (Jean-Michel Cina) ein volles Drittel der Sitze. Die FDP ergatterte sich immerhin noch zwei Verwaltungsratsmandate, während die wählerstärkeren SVP und SP mit je einem abgefertigt wurden.

Namens der SVP-Leitung hat jetzt Nationalrat Thomas Matter angekündigt, seine Partei wolle die SRG-Zwangsabgaben auf maximal 200 Franken pro Jahr beschränken und die Unternehmen ganz davon befreien. Dies hätte für die SRG ungefähr eine Halbierung der Gebühreneinnahmen zur Folge. Der Anteil für die privaten Sender am Gebührenkuchen bliebe unverändert. Auch sollten die Organe der SRG und die politischen Redaktionen der Sender die politischen Überzeugungen in der Bevölkerung besser abbilden.

5537 Vollzeitstellen

Zur Diskussion steht aber in absehbarer Zeit wohl die gesamte Organisation von Schweizer Radio und Fernsehen. Die heutige SRG-Struktur mit Vereinsmitgliedern und Vereinsorganen ist angesichts eines Betriebsaufwands von 1,46 Milliarden Franken, 5537 Vollzeitstellen und einer umfassenden Bundeskonzession für den Service public nicht mehr zeitgemäss. Sowohl die Aufsichtsbehörde wie die Geschäftsleitung und die Kontrollorgane bedürfen dringend einer Modernisierung. Auch müssten die heutigen Löhne der SRG-Leitung, des Managements und der Mitarbeiter von Schweizer Radio und Fernsehen angesichts des fehlenden unternehmerischen Risikos deutlich reduziert werden. Ob dies am Rot-Grün-Kurs unserer elektronischen Monopolmedien etwas ändern würde, bliebe abzuwarten. Sicher ist: Sobald es mit dem rechten Abkassieren vorbei wäre, würde das linke Denken und Reden jedenfalls an Glaubwürdigkeit gewinnen.



PERSONENKONTROLLE

Sommaruga, Amherd, Keller-Sutter, Forster, Forster, Levrat, Trauffer, Gölä, Ocasio-Cortez, Walsh, Macron



Büetzer-Bueb: Unternehmer Trauffer.



Ostschweizer Seifenoper: Keller-Sutter.

Simonetta Sommaruga, Rütli-Gängerin, ist zusammen mit **Viola Amherd** Stargast am 1. August. Alliance F, der Bund Schweizerischer Frauenorganisationen, will am «Frauen-Rütli» die historische Wiese «ganz in Frauenhand» sehen, wie es in der Einladung heisst. Grund für den Aufmarsch sind fünfzig Jahre Frauenstimmrecht. Anstelle von «Festbänken, Bier und Bratwurst planen wir einen spielerischen, partizipativen Event». Witzig eigentlich, dass die Frauen unter sich bleiben wollen. Bei der Einführung des Frauenstimmrechts hat sich eine Mehrheit der Männer genau für das Gegenteil entschieden. Aber was soll's: 2022 machen die Schwinger dem Rütli ihre Aufwartung. Dann sind wieder Frauen und Männer dabei. (*odm*)

Karin Keller-Sutter, Ostschweizerin, weht eine steife Brise aus ihrer Heimat entgegen. Zuerst in Form eines Leserbriefs. Darin kritisierte der Textilunternehmer und frühere Economiesuisse-Präsident **Ueli Forster**, Gatte von alt Ständerätin **Erika Forster** (FDP), Keller-Sutters Position zum Rahmenvertrag mit der EU. Sie habe Eigeninteressen über Landesinteressen gestellt. Nun hat er in einem Interview mit dem *St. Galler Tagblatt* nachgedoppelt und wirft ihr auch noch Versäumnisse vor. Die Bundesrätin hätte seiner Meinung nach mit allen effektiv oder potenziell vom Bundesratsentscheid Betroffenen nach Lösungen suchen müssen. Wir sind gespannt auf die nächste Folge dieser freisinnigen Ostschweizer Seifenoper. (*hmo*)

Christian Levrat, Fernseh-Junkie, beklagt sich, dass das Westschweizer Fernsehen RTS alle Sendungen kappe, die er selber gerne anschaut. Der Sender gehe bei seinen Sparübungen zu weit. Eigentlich müsste der frühere SP-Präsident für den Kahlschlag von RTS etwas mehr

Verständnis aufbringen. Die Post, die Levrat künftig präsidieren wird, schliesst Poststellen mit schwachen Frequenzen radikal. Ebenso streicht das Fernsehen Sendungen mit tiefen Einschaltquoten oder veralteten Formaten. Ist Levrat nicht nur als Politiker, sondern auch als Fernsehzuschauer ein Auslaufmodell? (*hmo*)

Marc Trauffer, Hotelier, wertet den Ballenberg auf. Es gebe in näherer Umgebung des Freilichtmuseums noch kein modernes Hotel – eine Marktlücke, in die der Sänger mit seiner Trauffer Erlebniswelt AG vorstossen möchte. In Hofstetten bei Brienz errichtet er ein grosses Hotel mit vielseitigem Freizeitangebot. Eröffnung ist nächstes Jahr. Als erster Gast hat sich gemäss *Blick* Sängerkollege **Gölä** angekündigt, mit dem Trauffer als «Büetzer Buebe» musikalisch zusammenspannt. (*fsc*)

Alexandria Ocasio-Cortez, Links-Ikone, lässt ihre Grossmutter weiter im Elend leben – obwohl Geld für sie da wäre. Der konservative Journalist **Matt Walsh** hatte um Spenden gebeten, nachdem die Kongressabgeordnete auf die erbärmlichen Zustände hingewiesen hatte, in denen ihre Oma vier Jahre nach Hurrikan «Maria» in Puerto Rico leben müsste. Insgesamt 104 153 Dollar kamen zusammen, doch die Sozialistin lehnte ab. Von Rechten nimmt sie offensichtlich kein Geld, sondern nur vom Staat, also dem Steuerzahler. (*ky*)

Emmanuel Macron, gefallener Jupiter, konnte sich hautnah und schmerzhaft vom Verfall seiner Popularität überzeugen. Beim Besuch einer Hotelfachschule fing er sich eine schallende Ohrfeige eines Passanten ein. Unklar ist, warum die Polizei zwei Personen festnahm. Drohte gar eine zweite Backpfeife? (*ky*)



INSIDE WASHINGTON

Warnschuss am Rio Grande

Die Demokraten zittern in ihren Cowboystiefeln. In Texas zeichnet sich eine demografisch-politische Neuausrichtung ab, aber nicht so, wie es sich die Demokraten lange erhofft haben. Am Wochenende errangen die Republikaner einen überraschenden Sieg in der Grenzstadt McAllen, direkt am Rio Grande gelegen. Der örtliche Parteivorsitzende Javier Villalobos schlug seinen demokratischen Gegner und wurde Bürgermeister einer Stadt, die zu 85 Prozent hispanisch ist. In einem Bezirk, den Präsident Joe Biden 2020 mit 17 Prozentpunkten Vorsprung gewonnen hatte. Bei den Wahlen im November hatte Donald Trump in demokratischen Hochburgen entlang der Grenze bereits unerwartete Stärke bewiesen. Der Erfolg Villalobos' zeigt, dass die Absetzbewegung der Latinos von den Demokraten hin zu den Republikanern weiter zugenommen hat.

«Diese Bürgermeisterwahl zu verlieren, ist wirklich eine Art Schock für Demokraten dort», sagte Brandon Rottinghaus, Professor für Politikwissenschaft an der University of Houston, der Radiostation Texas Standard. «Wenn die Demokraten ihre Pferde nicht eintreiben können, wird es für sie im Jahr 2022 ein echtes Problem werden.» Sawyer Hackett, ehemaliger Wahlkampfberater von Präsidentschaftsanwärter Beto O'Rourke, von Demokraten einst als texanischer Kennedy gefeiert, teilt die Sorge des Professors. Nach den überraschenden Wahlergebnissen twitterte der Demokrat: «Hillary hat diesen Bezirk mit 40 Punkten Vorsprung gewonnen. Wenn die Demokratische Partei sich nicht ernsthaft um die Gunst der Latinos kümmert, droht ein echtes Schlamassel.»

Führende Demokraten versuchten seit Ausbruch der Migrationskrise am Rio Grande, die Parteizentrale und die Biden-Regierung zu warnen. Stiessen aber auf taube Ohren. Jetzt wurde ihnen eine erste Quittung präsentiert.

Amy Holmes

MÖRGELI

Angriffig wie ein Rottweiler

Neuerdings plustert sich der Europa-Abgeordnete Andreas Schwab auf, als wäre er Aussenminister der Europäischen Union. «Diese Chuzpe muss man haben», empörte sich der Berufspolitiker nach dem Scheitern des EU-Rahmenvertrags. Die 1,3 Milliarden Kohäsionszahlungen beurteilt Schwab als «kleinen Betrag». Dann gab er noch einen drauf: «Wir haben uns dreissig Jahre weiterentwickelt» – während die Zeit in der Schweiz offenbar stehengeblieben ist. Abgesehen vielleicht von einem Plus von zwei Millionen Menschen. Schwab findet auch, dass die Schweiz dank der EU «gut verdient». Nur verdient die EU dank der Schweiz zwanzig Milliarden Franken mehr.

Im *Spiegel* meinte Andreas Schwab: «Die Welt dreht sich nicht nur um die Schweiz.» Doch dreht sich die Welt etwa um die EU? Laut der Gewerkschaftszeitung *Work* ist Schwab ein Lobbyist süddeutscher Firmen, die im Nachbarland «weniger kontrolliert, erwischt und gebüsst» werden wollen. Sein Nachname ist Programm, hat doch das Wort «Schwab» hierzulande einen eher unfreundlichen Klang. Weit unpassender ist der Vorname Andreas, eigentlich «der Tapfere». Doch was ist tapfer daran, als selbsternanntes Sprachrohr von 450 Millionen Menschen ein 8,6-Millionen-Volk zu drangsaliieren?

Andreas Schwab stammt aus Rottweil. Und macht der dort beheimateten Hunderrasse alle Ehre. Ab 1463 war diese Stadt ein «zugewandter Ort» der Eidgenossenschaft. 1519 beschworen alle männlichen Einwohner den «ewigen Bund» mit den Schweizern. Das Rathaus schmückten die Wappen der Bündnispartner. Auf dem Rottweiler Marktbrunnen steht ein Schweizer Fahnenträger. Nach dem Stadtbrand von 1696 zeigte sich die Schweiz solidarisch und half beim Wiederaufbau nach Kräften mit. Die Rottweiler verpflichteten sich, nur mit Zustimmung der Eidgenossen Kriege anzufangen. Andreas Schwab hat diese Zustimmung leider nicht eingeholt.

Übrigens musste der Bischof von Chur dem Schultheissen von Rottweil seit dem Mittelalter jährlich einen Habicht schenken. Das mag erklären, dass gewisse Rottweiler wie Andreas Schwab bis heute einen Vogel haben.

Christoph Mörgeli

Adieu, Fifa

Der Weltfussballverband eröffnet Büros in Paris. Wird der Hauptsitz von Zürich an die Seine verlegt?

Thomas Renggli

Jahr für Jahr stand Zürich im Januar im globalen Schaufenster – wenn im Kongresshaus anlässlich der Fifa-Ballon-d'Or-Gala die besten Fussballerinnen und Fussballer ausgezeichnet wurden. Der Anlass besass nicht nur werbetECHNisch grösste Ausstrahlung – auch das lokale Gewerbe profitierte: Die Luxushotels waren voll, die Sterne-Restaurants empfingen spendable Gäste, die Bijouterien und Modeboutiquen an der Bahnhofstrasse überbrückten das Januarloch. Limousinen- und Catering-Services genossen Hochkonjunktur. Trotz Avancen aus dem Ausland gegenüber dem Glamour-Event hielt der frühere Fifa-Präsident Sepp Blatter eisern am Standort Zürich fest.

Sein Nachfolger Gianni Infantino hat andere Pläne. Er benannte den Anlass in «The Best Fifa Football Awards» um – und zieht damit von Land zu Land. Der Ballon d'Or kehrte nach Paris zurück. Aber nicht nur die Preiszeremonie ist aus Zürich verschwunden. Sukzessive verlagerten sich die Fifa-Aktivitäten ins Ausland. Die im Vierjahresrhythmus stattfindenden Wahlkongresse wurden ebenso abgezogen wie die früher zweimal pro Jahr am Hauptsitz durchgeführten Kommissionssitzungen.

Nun gerät Zürich ins Abseits. Der Verkauf des Hotels «Ascot» durch den Verband war ein erstes Zeichen, das Verbot an die Betreiber des (Fifa-eigenen) Restaurants «Sonnenberg», den Namen des Weltverbandes zu verwenden, ein anderes. Auch von diversen Immobilien am Zürichberg will sich die Fifa trennen. In einem Schreiben an die Mieter, das der *Weltwoche* vor-

liegt, heisst es: «Falls Sie am Erwerb der Liegenschaft interessiert sind, bittet der Eigentümer, sich direkt an UBS Real Estate zu wenden. Bitte beachten Sie dabei, dass nur der Verkauf der ganzen Liegenschaft geprüft wird und nicht der Verkauf einzelner Wohnungen.»

Und nun kommt die Ankündigung, diverse Abteilungen und Dienstleistungen der Fifa nach Paris zu verlegen – in jene Stadt also, in der der Verband 1904 gegründet worden war. Wie *Le Monde* berichtet, bezieht die Fifa Büroräumlichkeiten auf einer Fläche von 6000 Quadratmetern im «Hôtel de la Marine» an der Place de la Concorde. Zwar liess der Verband eine Anfrage für eine Bestätigung dieser Information unbeantwortet, doch soll er am Donnerstag offiziell über den Umzug informieren.

Absichten von Macron und Infantino

Überraschend kommt dieser Schritt nicht. Bereits im Oktober 2020 hatten sich im Elysée-Palast der französische Staatschef Emmanuel Macron, Fifa-Präsident Gianni Infantino sowie der Präsident des französischen Fussballverbands, Noël Le Graët, darauf geeinigt, in Paris im Jahre 2021 einen Vorposten der Fifa zu eröffnen. Dabei spielen offensichtlich auch die Verbindungen zwischen Frankreich und dem nächsten WM-Veranstalter Katar eine wichtige Rolle. Denn es ist kaum ein Zufall, dass im «Hôtel de la Marine» ab diesem Herbst die königliche Kunstsammlung aus Katar zu sehen ist – mit mehr als 6000 Werken und Objekten.

So ist Paris als Vorposten wohl nur eine Momentaufnahme. Denn zwischen Macron und Infantino soll eine Absichtserklärung bestehen, nach der eher früher als später der offizielle Sitz der Fifa in die französische Hauptstadt verlegt wird – nach 89 Jahren in Zürich. In den bisherigen Räumlichkeiten am Zürichberg und in der Innenstadt sollen nur einzelne Abteilungen verbleiben. Damit würde eine neun Jahrzehnte lange Geschichte abrupt zu Ende gehen. 1932 war die Fifa von Paris nach Zürich gezogen, weil «sie sich in einem politisch neutralen und sicheren Land» niederlassen wollte. Eigentlich hat sich an dieser Ausgangslage nicht viel geändert.



Statt Wasserstoff einheimischer Alpenstrom

Wie bekommen wir australischen Wasserstoff nach Solothurn? Mitten durch EU-Feindesgebiet.



Der Bundesrat hat ohne jeden Plan B die Verhandlungen mit der EU abgebrochen. Jetzt beginnt die Zeit der kleinen und grossen Nadelstiche.

Wir können nicht antizipieren. Sonst hätte man längst mit den Herstellern von Medizinalprodukten eine EU-Zulassung in die Wege geleitet. Stattdessen stoppen EU-Zöllner die Einfuhr von Schweizer Produkten und wollen Unternehmen in der EU Schweizer Produkte gar nicht mehr akzeptieren. Schöne Sauce.

Für die grossen und ganz grossen Unternehmen, die über eigene Niederlassungen in der EU verfügen, ist das Problem kleiner. Aber – Irrtum vorbehalten – Bern ist eigentlich auch für die KMU da.

Verglichen mit dem, was in Sachen Strom auf uns zukommt, ist das alles nur Nasenwasser. Der frühere Elcom-Präsident Carlo Schmid-Sutter hinterliess 2019 einen konzeptlosen Saftladen. Sein Nachfolger Werner Luginbühl bewegt sich auf der gleichen Flughöhe. Und das Bundesamt für Energie unter dem Walliser Direktor Benoît Revaz will vorab im Wallis absurd teure Staudammern bauen.

Moritz Leuenberger, Doris Leuthard und Simonetta Sommaruga haben nicht begriffen, dass das grösste Risiko der Schweiz ein langandauernder Blackout des Stromnetzes ist.

Vielleicht weil es in Europa zu wenig Strom gibt. Vielleicht weil Hacker statt amerikanischer Pipelines und Grossmetzgereien zwischendurch mal das Schweizer Stromnetz lahmlegen.

Ohne Stromabkommen wird die Ausgangslage für die Schweiz nicht besser, sondern

schlechter. Es braucht ein schnell funktionierendes Konzept.

Notstromaggregate: In der Lonza Visp kann man demnächst 600 Millionen Dosen mRNA-Impfstoffe pro Jahr produzieren. Was die meisten nicht wissen: Auf den Dächern ihrer gigantischen Ibx-Komplexe befinden sich Notstromaggregate. Wenn das Stromnetz ausfällt, kann trotzdem weiterproduziert werden. Mit der Hälfte der Gelder, die für unnütze Kampfflieger vorgesehen sind, kann man die Schweiz innert zwei, drei Jahren kleinzellig mit vergleichbaren Notstromaggregaten ausstatten. Parallel dazu müsste Viola Amherd dafür sor-

Ohne Stromabkommen wird die Ausgangslage für die Schweiz nicht besser, sondern schlechter.

gen, dass alle Öltanks in der Schweiz stets durchschnittlich zu 90 Prozent gefüllt sind – als Pflichtlager und somit gegen Entschädigung für die notleidenden Hauseigentümer. Armee und Zivilschutz müssten ausserdem lernen, wie man – Quartier für Quartier – die ganze Schweiz während Wochen mit Strom versorgen kann. Mittelfristig kann man das Heizöl umweltfreundlich durch synthetische Kraftstoffe ersetzen.

Winterstrom: Der grösste energiepolitische Blödsinn war die überbeuerte Förderung der Kleinwasserkraftwerke. Sie produzieren fast nur Sommerstrom. Was die Schweiz braucht, ist aber Winterstrom. Wenn wir die Atomkraftwerke abstellen – was längst überfällig gewesen

wäre –, dann brauchen wir im Winterhalbjahr 25 Milliarden Kilowattstunden Strom zusätzlich. Denn die meisten Autofahrenden werden auf Elektroautos umstellen. Und die meisten Hauseigentümer auf Luft-Wasser-Wärmepumpen. Für den Zubau im Inland braucht es Freiflächenanlagen. Alles andere dauert zu lange und wird viel zu teuer. Mein Ansatz: Swissgrid müsste den Strom für fünf Rappen pro Kilowattstunde abnehmen. Und der Bund müsste pro jährlich absehbar produzierte Kilowattstunde Strom zusätzlich und einmalig einen Franken Subvention ausschütten. In den Alpen würde die Post abgehen. Warum? Solaranlagen über 2000 Meter über Meer produzieren mit bifazialen Zellen im Winter gleich viel Strom wie im Sommer. Und im Jahresdurchschnitt doppelt so viel wie etwa in Solothurn.

Der SVP-Energieexperte Christian Imark aus dem Solothurnischen setzt auf Wasserstoff. Das ist für eine sich selbst versorgende Schweiz nicht machbar. Der australische Milliardär Andrew Forrest zeigt auf, wie es gehen kann.

Forrest will im dünnbesiedelten Australien bis 2030 rund 600 Milliarden Kilowattstunden spottbilligen Solar- und Windstrom produzieren. Zehnmal so viel Strom, wie die Schweiz heute produziert. Und mit diesem Strom Wasserstoff herstellen, den er mit grossen Tankern auch in Richtung Europa verschiffen will. Man müsste Forrest eine Lösung für die Schweiz erarbeiten lassen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Das Erdölzeitalter hat erst begonnen

Die reichen Länder wollen bis 2050 den CO₂-Ausstoss eliminieren.

Neuste Zahlen zeigen: Verbrauch und Vorkommen fossiler Energieträger steigen rasant.

Beat Gygi

Der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse verbreitet in seiner PR dieser Tage positive Fallbeispiele zum Thema Klimawandel und CO₂: «Netto-Null bis 2050: Roche macht's vor». Seit 2004 habe Roche die eigenen Treibhausgasemissionen um über 50 Prozent verringert, wolle sie bis 2030 um nochmals 75 Prozent reduzieren und dann bis 2050 den betrieblichen CO₂-Ausstoss, ohne Kompensationen, auf netto null senken. Zweites Positivbeispiel von Economiesuisse: «Lösungen für Nachhaltigkeit: Swiss Re geht voran». Der Rückversicherer sei seit 2003 CO₂-neutral, habe bis 2020 die eigenen Emissionen pro Mitarbeiter um 50 Prozent gesenkt und wolle bis 2030 den betrieblichen CO₂-Ausstoss auf netto null senken.

Die Politik mischt in der Gleichschaltung der Klima-Sprachregelung bestimmend mit. Die EU-Zentrale hat beschlossen, dass das europäische Gebilde bis 2050 klimaneutral werden soll, und für die Finanzwirtschaft hat Brüssel einen riesigen Katalog, die sogenannte Taxonomie, zur Einstufung von Investitionen und Finanzinstrumenten erstellt. Jeder Finanztitel erhält offiziell eine Nachhaltigkeitsbewertung, bei der auch der weltgrösste Vermögensmanager Blackrock seine Finger drin hat: Die Notengebung reicht von grün (Sonne = gut) bis braun (fossil = schlecht).

Aus 5 Prozent sollen 90 Prozent werden

In der Schweiz hat der Bundesrat im Rahmen der Pariser Klimaziele 2019 eigenmächtig und offiziell versprochen, die Schweiz wolle bis 2050 auf netto null Emissionen kommen. Und direkter Justizzwang kommt auch ins Spiel: Soeben hat ein niederländisches Gericht einer Klage gegen den Erdölkonzern Shell stattgegeben und entschieden, das Unternehmen müsse seine Treibhausgasemissionen bis 2030 um 45 Prozent reduzieren – das hiesse für die Firma, dass sie sich praktisch halbieren müsste.

Es scheint klar: Das Ende des Erdölzeitalters ist nah. Das ist der Eindruck, der beim Blick auf den Mainstream all der CO₂-Reduktionspläne aufkommt, nach dem Muster: Kohle,

Erdöl und Erdgas werden von jetzt an massiv an den Rand gedrängt, stellen wir ihnen die Luft ab, damit sie nicht mehr brennen können. Bundesrätin Simonetta Sommaruga verwendet den Spruch gerne in ihrer Propaganda für das CO₂-Gesetz und abschätzigen Bemerkungen gegen die Erdölindustrie. Mit gewaltiger Macht sollen sich die erneuerbaren Energieformen mit Sonnen- und Windkraft weltweit durchsetzen und das Klima retten. Umweltplaner tun so, als ob diese Energiewende machbar sei, wenn man nur wolle.

Geht das wirklich? Bei nüchterner Betrachtung muss man sich fragen, ob all die

Gegen die positiven Auswirkungen des Wohlstands wirkt die Koalition der CO₂-Bekämpfer schwach.

Berufspolitiker, Umweltfunktionäre, Klimatheoretiker und angestellten Manager je die Zahlen, Entwicklungen und Zusammenhänge zum Energieverbrauch angeschaut haben. Wenn man sich vergegenwärtigt, durch welche Energien die Welt heute angetrieben wird, wirken die in den reichen Ländern praktizierten Klima-Rituale abwegig.

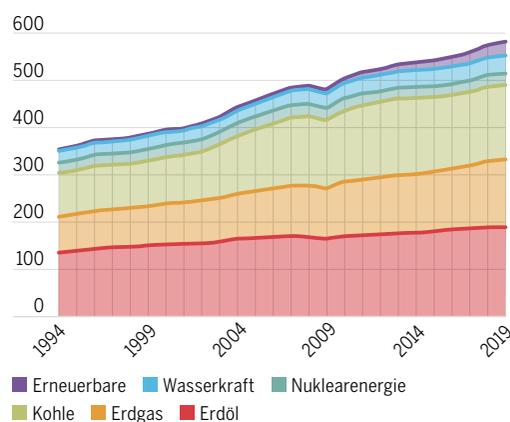
Die Grafik unten links zeigt, wie sich der weltweite Verbrauch der Primärenergien in den vergangenen 25 Jahren entwickelt hat. Es ist ein Siegeszug der fossilen Energien. Zuunterst befindet sich der Sockel, der den Erdölverbrauch darstellt, er verläuft stetig wachsend bis in die jüngste Zeit, Erdöl befriedigt zurzeit 33 Prozent des globalen Gesamtverbrauchs. Über dieser Fläche ist der Erdgasverbrauch (Anteil jüngst 24 Prozent) abgebildet, der eine noch zügigere Ausdehnung erfahren hat. Die dritte Schicht ist die Kohlenenergie (27 Prozent), auch bis in die jüngste Zeit ein Wachstumsgeschäft. Darüber sieht man den kleinen Streifen, der für die Kernenergie (4 Prozent) steht und sich über die Zeit hinweg wenig verändert hat. Oberhalb der Kernkraft erscheint die Wasserkraft (6 Prozent), die über die Jahre etwas an Bedeutung gewonnen hat.

Und wofür steht der dünne Streifen zuoberst in der Grafik, der erst vor kurzem etwas dicker wurde und nun einen Anteil von rund 5 Prozent erreicht? Er steht für die vielzitierten neuen erneuerbaren Energieformen wie Solar- und Windkraft, auch Biomasse et cetera. Man muss sich plastisch vor Augen führen, was sich die Netto-null-Versprecher also vorstellen: Dieser kleine Streifen soll den Energiemarkt der Zukunft ausfüllen. Bis 2050, also bis in dreissig Jahren, soll der ganze grosse untere Teil der Grafik, die Fossilen Öl, Gas und Kohle, die heute gut 80 Prozent des gesamten primären Energieverbrauchs decken, verschwinden, verboten werden, genau das, was am Wachsen ist.

Aber das würde doch eine Riesenlücke in die Versorgung reissen, Volkswirtschaften zerstören, Hunger verursachen! Nein, sagen Verfechter des Solar/Wind-Lagers und verweisen auf ihren Hoffungsstreifen: Sonnen- und Windenergie sollen die Lücke füllen. Das heisst, die Erneuerbaren, die heute 5 Prozent des Gesamtverbrauchs ausmachen, sollen zu 90 Prozent werden. Bildlich kann man es so ausdrücken: Die Realisierung von netto null bis 2050 wäre

Fossile Energie stützt die Welt

Weltweiter Primärenergieverbrauch nach Herkunft der Energie (in Exajoules)



QUELLE: BP STATISTICAL REVIEW OF WORLD ENERGY 2020

Man muss sich plastisch vor Augen führen, was sich

etwas Ähnliches, wie wenn man an einem fahrenden Auto drei Räder abschraubt, wegwirft und davon ausgeht, dass man auf dem einen Rad gleichwohl weiterfahren kann.

Wie schwierig der Ausbau der alternativen Energiequellen ist, zeigt sich etwa in Deutschland, wo die Regierung – wie auch der Schweizer Bundesrat – in einer Kurzschlussbehandlung nach dem Kernkraftunfall in Fukushima 2011 eine Energiewende einleitete. Kernkraft und Kohle raus dem Energiemix! Nach enormen Investitionen in Wind- und Sonnenenergieanlagen, gefördert durch hohe Subventionsgelder, die den Stromkonsumenten aus der Tasche gezogen werden und die deutschen Strompreise auf internationale Rekordwerte treiben, erreicht die Energieversorgung aus diesen neuen Quellen in Deutschland bisher erst rund 7 Prozent des Gesamtverbrauchs.

Und was ist mit dem «Peak Oil»?

In der Stromproduktion allein stammt etwa ein Drittel aus den neuen Formen, in der Schweiz ein Zehntel. Aber was Sonnen- und Windanlagen liefern, ist derart flatterhafter Strom, dass eine zuverlässige Versorgung damit nicht erreichbar ist und zur Pufferung konventionelle Kraftwerke benötigt werden – ausser man will 10 000 Pumpspeicherwerke bauen. Und wenn die Politik mit Hilfe der EU-CO₂-Grenzwerte noch eine Elektrifizierung des Verkehrs erzwingen will, müsste Deutschland nach den Berechnungen des Ökonomen Hans-Werner Sinn wohl fast eine Verachtfachung der Solarkapazitäten anpeilen, um die Energieversorgung schwergewichtig auf die neuen Erneuerbaren auszurichten. Bereits heute macht der Ärger über grosse Solarflächen und störende Windräder viele Leute sauer, aber der Staat setzt diese nun autoritär, klimapolizeilich durch, auch in der Schweiz. Die Schweiz ist noch in der günstigen Lage, dass die Wasser-



kraft als erneuerbare Energie etwa einen Viertel der Versorgung erbringt, aber mit der Abschaltung der Kernkraftwerke wird auch da die Frage auftauchen, wie der Flatter-Solarstrom zu stabilisieren ist. Gaskraftwerke werden wohl die Antwort sein, ein Riesenaufwand für ein wenig Solar. Abschied von der fossilen Energie sieht anders aus.

Wenn es schon in den klimapolitisch korrekten Wohlstandsländern Schweiz und Deutschland so schwierig ist, wie sieht es dann in den Schwellen- und Entwicklungsländern aus? Die Europäer konsumieren pro Kopf fast doppelt so viel wie der Weltdurchschnitt, und die Amerikaner fast viermal so viel. Was sagen wohl die Asiaten und Südamerikaner, die unter dem Weltdurchschnitt liegen, wenn man ihnen vom Abschied von Öl und Kohle erzählt? Und erst recht die Afrikaner, die heute mit einem Achtel des europäischen Energiekonsums auskommen müssen und auf eine bessere Zukunft hinarbeiten?

Der amerikanische Wissenschaftspublizist Alex Epstein hat in seinem Bestseller «The Moral Case for Fossil Fuels» von 2014 anschaulich dargelegt, welche gewaltigen Wirkungen

die fossilen Energien auf die Entwicklung der Menschheit und der Volkswirtschaften hatten. Der Kritik an den schädlichen Seiten von Kohle, Erdöl und Erdgas hält er deren Vorteile entgegen. Billige, reichlich vorhandene und zuverlässige Energie sei das, um die Welt laufend zu entwickeln, das Leben der Menschen zu verbessern. Für Epstein ist es ein ethisches Gebot, diese Entwicklungsmöglichkeiten zu bewahren.

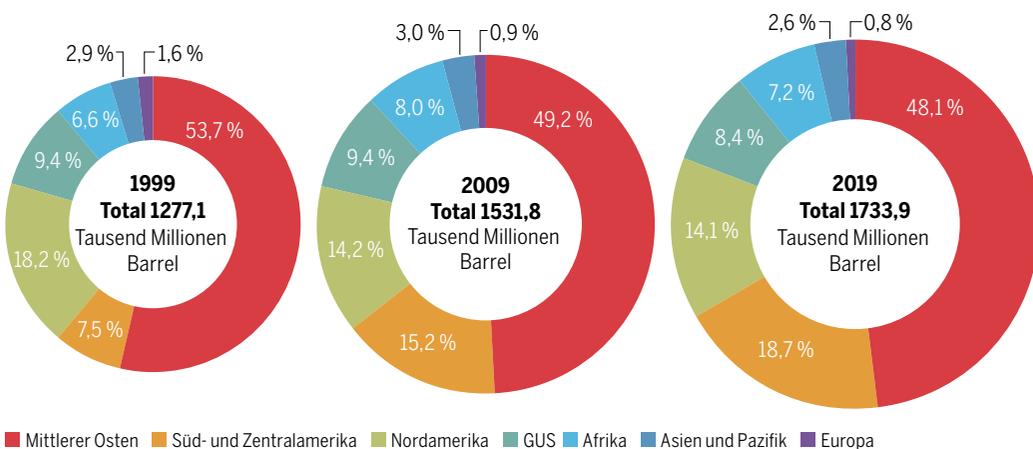
Die Daten zeigten klar, dass man nie eine bessere Umweltqualität hatte als heute, nie sicherer war vor Klimaschäden, dies trotz rekordhohem Verbrauch von fossilen Energieformen. Innovationen und ein enormer Erkenntnisgewinn seien möglich geworden, seit die Menschheit mit Hilfe verbesserter Energieversorgung immer neue Spielräume erhalte für Lebensmittel, Kunststoffe, Dünger. Kurz: Zivilisation, Wohlstand, Freiheit und mehr Lebenszeit – es sei unverantwortlich, diese Errungenschaften aufs Spiel zu setzen, indem man den Übergang zu unzuverlässigen, minderwertigen, oft schädlicheren Energiequellen erzwingt. Ein Rückschritt.

Aber Moment, sind Kohle, Erdöl und Erdgas nicht endlich, sind die Vorräte nicht irgendwann zu Ende? «Peak Oil» heisst das Argument: Es kommt der Punkt, von dem aus es mit den Ölreserven endgültig bergab geht. Wie sieht die Wirklichkeit aus? Die Grafik unten rechts verdeutlicht, was sich in der Geschichte schon oft wiederholt hat: Schon in den 1920er Jahren wählte die Führung der deutschen IG Farben das Erdölmaximum nah und setzte deshalb auf synthetische Treibstoffe. Der Club of Rome sah vor dem Jahr 2000 die Vorräte ausgehen. Aber immer zeigte sich: Die Erdöl- und Erdgasreserven sind beweglich, nie ganz erforscht, wachsen. Vor allem wenn der Erdölpreis steigt, lohnt es sich ja, mehr für die Suche nach Vorkommen und Förderung aufzuwenden, so wird immer mehr Energie für die Menschen verfügbar. Die Grafik zeigt, wie die nachgewiesenen Erdölreserven in den vergangenen zwanzig Jahren trotz regem Konsum um mehr als einen Drittel zugenommen haben, dank verbesserten Erschliessungsmöglichkeiten.

Es scheint, dass das Erdölzeitalter erst richtig losgeht. Wachsende nutzbare Vorräte, bessere Technik, um Kohle, Erdöl und vor allem auch das weniger CO₂-intensive Erdgas zu nutzen, ein Aufholen von Schwellen- und Entwicklungsländern und damit ein beschleunigtes Wirtschaftswachstum für die ganze Welt, mit den positiven Auswirkungen des Wohlstands – gegen solche Kräfte wirkt die Koalition der CO₂-Bekämpfer schwach. Klar, etwas Angst macht die grüne Welle dem Erdölsektor vielleicht schon, aber das könnte – wie Hans-Werner Sinn es darlegte – erst recht dazu führen, dass vorläufig mehr fossile Energie in die Märkte kommt, weil die Ölscheichs nicht das Risiko eingehen wollen, irgendwann auf blockierten Vorräten sitzenzubleiben.

Die Reserven wachsen

Nachgewiesene Erdölreserven nach Grösse und geografischer Verteilung



QUELLE: BP STATISTICAL REVIEW OF WORLD ENERGY 2020

die Netto-null-Versprecher vorstellen.

Das letzte *bad girl* des Pop

Den Göttern sei Dank, dass sie uns Rita Ora geschenkt haben. Im Zeitalter der Tugendlämmer, Panikanfälle und Essstörungen trumps die Rockröhre mit freibeuterischer Sexualität auf.

Julie Burchill

Als Kind wollte ich kein braves Mädchen sein; als Teenager suchte ich nach singenden Leitsternen. Die in einem hautengen Ledereinteiler herumhüpfende Suzi Quatro wirkte vielversprechend, aber bald stellte sich heraus, dass sie, trotz Songs wie «Your Mama Won't Like Me», die gleichen Moralvorstellungen wie meine Mutter hatte. Doch dann kam das goldene Zeitalter der *bad girls* der Popmusik: 1979 traten Debbie Harry und Chrissie Hynde auf die Bildfläche, um bald überrundet zu werden von Madonna: «Bad girl, drunk by six, kissing some kind stranger's lips». Über sie schrieb ich: «Wir, die Öffentlichkeit, werden oft von Stars behelligt. Ich habe Madonna meines Wissens nie meine Vulva gezeigt, umso mehr hat sie mir und zahllosen andern die ihre entgegengereckt.»

Unbekümmert und unverschämt

Hat man dem zahlenden Publikum bis auf den Blinddarm alles gezeigt, kann man sich danach bedeckt geben, Kinderbücher schreiben oder spirituell werden – all das hat Madonna zu Beginn des 21. Jahrhunderts getan. Und nun, da Therapien zum guten Ton gehören und Gefühle über allem stehen, sind die *bad girls* durch *sad girls* abgelöst worden. Allerdings sind die Übergänge immer fließend gewesen: Rockröhren von Janis Joplin bis Amy Winehouse suchten ihren Kummer durch Sex, Drogen und Alkohol zu übertönen, aber immerhin konnten sie zu diesem Preis neun Leben leben.

Wie anders sind da die winselnden Pop-Starslets von heute, die sich auszeichnen durch Panikanfälle, Essstörungen und Depressionen. Britney Spears und Sinéad O'Connor sind zweifellos wirklich verrückt geworden, doch bei vielen jungen Sängerinnen hat man den Eindruck, an die Stelle von Talent sei das Signalisieren von Tugendhaftigkeit getreten.

In einer Welt der Tugendlämmer ist Rita Ora das *bad girl* der modernen Musikszene, ein alt-

modischer «Feger» unter all den *wokers*, die ständig davon reden, «nichtbinär» und «polyamor» zu sein, was Sex ähnlich verführerisch klingen lässt wie vegane Wurst. Ob sie nun Rob Kardashian, mit dem sie 2012 eine kurze Beziehung hatte, mit «über zwanzig Typen» betrog oder letztes Jahr gegen die Covid-Gesetze verstieß,



Wunder aus Albanien: Rita Ora.

indem sie kurz nach ihrer Rückkehr aus Ägypten auf die Quarantäne pfiß und während des Lockdowns in einem Londoner Restaurant ihren Geburtstag feierte – man kann darauf gehen, dass sie sich immer für die ungesunde Option entscheiden wird. Kürzlich wurde sie beim heftigen Schmusen mit ihrem Freund, einem Regisseur, und einer Schauspielerin fotografiert.

In diesem Zeitalter ängstlicher Streber fällt Ora durch ihre freibeuterische Sexualität auf. Nachdem sie bereits etwas mit Drake und Harry

Styles gehabt hatte, verkündete sie 2013 über Cara Delevingne: «Sie gehört offiziell mir. Sie ist nicht mehr zu haben.» Auch wenn zuweilen der Eindruck entstehen könnte, Oras Karriere sei nur eine Nebenbeschäftigung neben ihrem lustvollen Leben, ist sie ausserordentlich produktiv: 2012 hatte niemand so viele Nummer-eins-Singles

in den UK-Charts wie sie, 2018 wurde sie als erste britische Solokünstlerin gefeiert, die dreizehn Top-Ten-Songs in den Charts hatte – und da war sie gerade mal 28. Sie wurde als Baby von ihren albanischen Eltern nach London gebracht, die vor dem Krieg aus Pristina flüchteten, wurde mit neunzehn Unicef-Botschafterin und scheint zu den menschlichen Dynamos zu gehören, die begriffen haben, dass das Leben kurz ist, und deshalb keine Sekunde vergeuden wollen.

Männer in Weiberröcken

Dank ihren Tätigkeiten als Sängerin, Reality-TV-Jurorin, Werbeträgerin, Model und Schauspielerin figurierte sie mit einem Vermögen von 22 Millionen Pfund auf Platz 39 der diesjährigen «Young Rich List» der *Sunday Times*. Ihre Musik ist angenehm und ihr Gesang temperamentvoll, doch am besten gefällt mir, wie unbekümmert und wie unverschämt sie ist. In einer Welt, in der Frauen unablässig aufgefordert werden, nett zu sein, während Männer in Weiberröcken ihnen ihre Errungenschaften abzujagen versuchen, sehne ich mich zurück nach den Tagen, als wir

keck auftraten und nie um Anerkennung baten. In einer Zeit, da sich weibliche Berühmtheiten mit falscher Bescheidenheit schmücken, wirkt Ora wie ein Echo der Aussage von Ursula Andress, die auf die Frage, warum sie sich für den *Playboy* ausgezogen habe, antwortete: «Weil ich schön bin.» Als Frau ein *bad girl* zu sein, macht nicht nur am meisten Spaß; im gegenwärtigen Klima der Zimmerlichkeit braucht es auch Mut.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Die Schweiz ist ihm ein Rätsel

Der Europaabgeordnete Andreas Schwab gilt in der EU als bester Kenner der Schweiz. Das sagt schon ziemlich viel aus über die Europäische Union.

Wolfgang Koydl

Das die Schweiz sperrig sein kann, wusste schon der Jüngste von Andreas Schwab, wenn er das Europa-Puzzle spielte. Dabei müssen die einzelnen Länder richtig in die Landkarte eingepasst werden. «Die Schweiz ist klein und hat viele Ecken und Zacken», erzählte der deutsche Europa-Abgeordnete bei einem Treffen vor einigen Jahren in Strassburg. «Die Kleinen tun sich schwer damit.»

Nicht nur die Kleinen. Auch die Grossen haben Probleme mit der Schweiz, und dies betrifft ebenfalls ihre Ecken und Kanten. Davon kann man vor allem in der EU ein Lied singen, die sich die letzten sieben Jahre mit dem halsstarrigen Fremdkörper inmitten ihres Territoriums herumplagte. Dennoch hätte niemand in Brüssel damit gerechnet, dass Bern die Verhandlungen mit der Europäischen Union über ein institutionelles Rahmenabkommen aufkündigen würde.

Auch nicht Schwab, der es als Profi-Europäer und Schweizkenner eigentlich hätte besser wissen müssen. Es sei doch bei den Gesprächen am Ende nur noch um sieben kleine Punkte gegangen, vertraute der 48-jährige CDU-Politiker aus Rottweil kopfschüttelnd der *Badischen Zeitung* an. «Schon ärgerlich, wenn eine Seite dann den Stecker zieht.» Doch kleine Punkte können es in sich haben. Im Detail steckt bekanntlich der Teufel, und dies sollte Schwab eigentlich bekannt sein, vor allem, wenn es um die Schweizer geht, die Meister der Feinmechanik.

Camping am Brienzersee

Im Europaparlament gilt Schwab als Mister Switzerland. Seit seinem Einzug in das Gremium vor siebzehn Jahren befasst er sich mit dem Nachbarland. Er fühlt sich ihm verbunden: als Schwabe landsmannschaftlich und kulturell. Als Unionspolitiker kennt er die Verflechtungen: Baden-Württemberg ist der grösste Handelspartner der Schweiz, weit vor China, den USA oder dem Rest der EU. Auch persönlich kennt er sich aus: Sommerlager mit der Katholischen Jugend am Vierwaldstättersee, Camping am Brienzersee, Skifahren in den Bergen.



«Sinnhaftigkeit der EU»: CDU-Politiker Schwab.

Schwab leitet die Delegation des europäischen Parlaments für die Beziehungen zur Schweiz, zu Island und Norwegen. Allein der Name ist ein Hinweis auf den Stellenwert der Schweiz in Brüssel: Einer von ein paar losen Krümeln, die auf einer Kehrschaufel zusammengefeigt werden. Schweiz? Schon in Frankfurt schrumpft das Land auf ein paar Klischees zusammen: Heidi, Banken, Uhren, Schokolade. Von Athen, Aarhus oder Alicante aus betrachtet, verschwindet die Schweiz vollends in der Bedeutungslosigkeit.

Das weiss auch Schwab. In Brüssel oder Strassburg, sagte er der *Weltwoche*, könne man mit der Schweiz «keinen Blumentopf gewinnen»: «Heute spielt sie eigentlich nur für die direkten Anrainer eine Rolle oder wenn man Geld von ihr haben will oder wenn man am Gotthard im Stau steht.»

Das generelle Desinteresse verleiht dem Juristen allerdings ein Alleinstellungsmerkmal. Zwar sitzen in der von ihm geleiteten Parlamentskommission französische, italienische und österreichische Abgeordnete aus Savoyen, Piemont und Vorarlberg, mithin ebenfalls Nachbarn und Kenner der Schweizer. Aber Schwab ist ihr Sprecher, er ist das Gesicht Europas, wenn es um die Schweiz geht.

Insofern war er in den letzten Wochen als Interviewpartner in Schweizer Medien sehr gefragt, und er machte keinen Hehl aus seiner Enttäuschung, «auch persönlich», über den Entscheid der Eidgenossen. Im Bundesrat sässen «Tagträumer», dessen Rückzug vom Verhandlungstisch habe die wirklich betroffenen Menschen «ignoriert», die Schweiz müsse nun endlich selber «klären, was sie will». Ein Pfeil allerdings sass: Warum wolle die Regierung im Land der direkten Demokratie in dieser Frage nicht das Volk entscheiden lassen?

Ideologische Scheuklappen

Das alles tönte so, wie man es von jedem anderen Vertreter der Brüsseler Blase hätte hören können. Von grosser Affinität zum Helvetischen war nicht viel zu spüren. Dass Schwab dann auch mit den Europa-Turbos Christa Markwalder und Eric Nussbaumer «techtelmechtelte», belegte, wie eingengt der Blick des Rottweilers über das

Schweiz? Schon in Frankfurt schrumpft das Land auf ein paar Klischees zusammen.

nur sechzig Kilometer von seiner Geburtsstadt entfernte geheimnisvolle Land ist: Er kennt die Berner, Zürcher und Genfer Polit-Elite. Jene, die die «Sinnhaftigkeit der EU» verstünden.

Die andere Schweiz, *la Suisse profonde* gewissermassen, ist ihm ein Rätsel. Bei den Verteidigern der Schweizer Souveränität, der SVP oder gar beim Urgestein Christoph Blocher, verstellen ihm ideologische Scheuklappen vollends die klare Sicht: Die werden dann mal schnell unter die üblichen «anti-europäischen» Spitzbuben eingereiht – rechts und populistisch.

Überhaupt, so Schwab, sei die Schweizer Souveränität am besten in der EU aufgehoben, wo sie gemeinsam gegen die Grossen verteidigt wird, gegen China oder die USA. Und überhaupt: «Bei allem Respekt, die Welt dreht sich nicht um die Schweiz.» Das ist schon richtig. Aber die Schweiz ist auch kein Trabant, der um eine Brüsseler Sonne kreist.

Biden und Co. regieren die Schweiz

Die Hosen voll, die Rücken krumm: Schweizer Finanzpolitiker sind bereit, sich dem Steuerregime der G-7 und von Joe Biden und andern Schuldenwirtschaftern zu unterwerfen. Zum Schaden des Landes.

Urs Paul Engeler

Wer glaubt, als Schweizer ein freier Bürger eines relativ souveränen Landes zu sein, weiss im Moment nicht, ob er nun in Wut ausbrechen, sich still schämen oder schlicht verzweifeln soll. Kaum hat eine informelle Vereinigung von sieben Staatschefs (ergänzt mit der EU-Kommission) ihre Ideen für eine neue Weltfiskalordnung verbreitet, beeilen Finanzminister Ueli Maurer (SVP) und kantonale Finanzdirektoren sich, den Durchsagen Folge zu leisten und das Schweizer Recht umzukrempeln. Auch hierzulande, meinen sie eilfertig, sollten hiesige Unternehmen erstens mindestens 15 Prozent ihres Gewinns dem Staate abliefern und zweitens ihre Erträge streng in jenen Ländern versteuern, in denen diese jeweils anfallen, und nicht bevorzugt in der günstigeren Schweiz. Maurer zeigte sich an der Jahrestagung von Währungsfonds und Weltbank völlig «offen» für diese von den USA lancierte feindliche Intervention in sein Hoheitsgebiet: Er unterstützte eine globale Mindeststeuer und den Transfer von Steuersubstrat ins Ausland. Wichtige Finanzdirektoren wie Ernst Stocker (SVP, ZH) und Heinz Tännler (SVP, ZG) signalisieren Verständnis: Man werde sich wohl anpassen.

Krisenkreis der Abgebrannten

Offen bleibt vorerst vor allem, ob ihnen die Folgen dieser ausländischen Machtpolitik bewusst oder einfach egal sind. Denn diese globale Neuordnung ist ein Desaster mit Ansage; sie wirkt nicht nur verheerend auf die Finanzen und die öffentlichen Haushalte, sie hemmt auch den Wettbewerb, die Innovationen und Investitionen und damit die wirtschaftliche Entwicklung insgesamt – vor allem aber ist sie ein nicht tolerierbarer Eingriff in die Eigen- und Zuständigkeiten der selbstverwalteten Republik und von deren Kantone. Kurz: Sie knechtet die Schweiz und macht sie ärmer.

Wer ist diese G-7 überhaupt, wer hat sie gerufen, und welchen Auftrag hat sie? Der grosssprecherischen Selbstdeklaration zufolge handelt es sich um die Gruppe führender Industriestaaten, bestehend aus den USA,



Nur hohle Parolen: Finanzminister Maurer, Finanzdirektoren Tännler und Stocker (alle SVP).

aus Kanada, Grossbritannien, Japan, Deutschland, Frankreich und Italien, garniert mit den Brüsseler Spitzen. Ernannt oder mandatiert hat sie gar niemand. Aus einem inoffiziellen, ja halbprivaten Kaminfeuersgespräch auf Schloss Rambouillet westlich von Paris im Jahr 1975 hat sich schleichend eine selbsternannte heimliche Weltregierung entwickelt, die, unkontrolliert, sich ihre Themen und Ziele selbst setzt, den Kreis der Teilnehmer und -haber in eigener Regie absteckt (dabei Russland mal ein- und dann wieder indigniert auslädt), niemandem Rechenschaft ablegen will und ihre Interessen mit purer Pression durchsetzt. US-Präsident Joe Biden glaubt, die Mittel dazu zu haben.

Vor allem ist der G-7-Klüngel ein trauriger Schuldenklub. Die USA haben Ausstände in der Höhe von rund 26 000 000 000 000 Schweizer Franken angehäuft; Frankreichs offene Rechnungen übersteigen das nationale Bruttoinlandprodukt (BIP) ebenfalls beträchtlich, jene Italiens betragen bereits das Anderthalbfache des BIP. Und Japan steckt, gemessen am

Der Krisenkreis der Abgebrannten will die Welt retten – mit dem kreuzfalschen Rezept der Linken.

BIP, am tiefsten von allen Nationen der Welt im Schuldensumpf, weit vor Venezuela, Eritrea und dem Sudan. Dieser Krisenkreis der Abgebrannten will die Welt retten – mit dem nachweislich kreuzfalschen Rezept der Linken und der kurzfristigen, schlechten Rechner: mit noch höheren und vereinheitlichten Abgaben an den Staat.

Generierten hohe Steuern Gewinne für die Gesellschaft, so prosperierten ja Kantone wie Bern und Jura.

Attraktive Steuern, erfolgreiche Schweiz

Dass der Effekt gegenteilig ist, lässt sich in allen Statistiken ablesen: Die Steuerhöllen produzieren wirtschaftliche Brachfelder. Stürzten tiefe Steuern Gemeinschaften ins Elend, so litten Kantone wie Zug oder Schwyz oder Ob- und



Ausstände in der Höhe von rund 26 000 000 000 000 Schweizer Franken: US-Präsident Biden.

Nidwalden grässliche Not. Die Geschichte beweist das Gegenteil: Dank attraktiven Steuermodellen haben frühere Armenhäuser der Innerschweiz sich zu kräftigen Kantonen entwickelt, die rund 575 Millionen Franken jährlich in den nationalen Ausgleichstopf werfen. Auf internationaler Ebene hat Irland mit ähnlichen Methoden die gleichen Fortschritte erzielt. Die Korrelation zwischen hoher Steuerbelastung und wirtschaftlicher Stagnation ist evident.

Lange Zeit konnte die Schweiz insgesamt den Versuchungen widerstehen, die Steuerlast zu maximieren und den Wettbewerb zu eliminieren, dies nicht zuletzt dank der direkten Demokratie. Eine Zäsur schuf der Auftritt von Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) auf der nationalen Bühne. Die Bündnerin, die schon ihren Kanton mit hohen Steuern tief in den roten Zahlen hielt und zum nationalen Bittsteller machte, wischte als Finanzministerin nicht nur das liberale Konzept ihres (allerdings nicht immer konsequenten) Vorgängers Hans-Rudolf Merz (FDP) vom Tisch; sie drehte auch die Funktion des Staatssekretariats für internationale Finanzfragen (SIF) um 180 Grad. Merz hatte das SIF als Abwehrdispositiv gegen die ausländischen Attacken auf das Steuersystem und den Finanzplatz geschaffen und mit dem hartnäckigen Unterhändler Michael Ambühl be-

setzt. Widmer-Schlumpf polte das Amt um zur allzeit offenen Sammelstelle für Forderungen anderer Staaten und internationaler Organisationen, insbesondere der OECD. Der eigenständige Ambühl musste rasch gehen, der EU-Turbo und nachgiebige Internationalist Jacques de Watteville, der kurz vor dem Insta-Aus noch einen Appell für den institutionellen Anbindungsvertrag mit der EU unterschrieben hat, war der Ersatz, der das gewünschte neue Verständnis für alle Kritiken und Begehren aus dem Ausland hatte. In seiner Amtszeit wurde der automatische Informationsaustausch (AIA) eingeleitet.

Maurers Politik des Bücklings

Das war der Dambruch. Wie wenn er nie SVP-Präsident gewesen wäre und nie eine 1.-August-Ansprache gehalten und nie gegen die Einmischungsversuche ausländischer Politiker gewettert hätte, führte Ueli Maurer, der 2016 auf Widmer-Schlumpf folgte, die Politik des Bücklings fort. Er hiewe ausgerechnet Jörg Gasser, den Intimus seiner Vorgängerin, auf den SIF-Chefsessel und bestätigte damit die unerfreuliche neue politische Stossrichtung. Mit der Ernennung der merkwürdigen «Philosophin» Daniela Stoffel, deren Background eine Halbjahres-Stage bei der OECD war, zur heutigen SIF-Chefin hat das Amt jeden Anspruch

auf eigenständige Gestaltung aufgegeben. Es fungiert nun definitiv und ausschliesslich als Bundesstelle für die Übernahme von OECD- und anderen Forderungen. Die Attacke der G-7 wird nicht einmal kommentiert. Maurer selbst degradiert sich zum Meldeläufer, der die in Paris oder anderswo verfassten und in seinem «Bernerhof» hastig kopierten Texte dem Parlament überbringt und sie dort als unerlässliche Anpassungen zur Sicherung der internationalen «Reputation» verkauft.

Es ist ein Niedergang ohnegleichen, der im Schatten des Kampfes gegen den Anschluss an die EU zu wenig genau beobachtet wurde: Innerhalb eines Jahrzehnts hat die offizielle Schweiz den Willen abgelegt, das Finanz- und

Es ist ein Niedergang ohnegleichen im Schatten des Kampfes gegen den Anschluss an die EU.

Steuersystem unabhängig, nach den eigenen Bedürfnissen und Interessen zu gestalten. Mit vollen Hosen und gekrümmtem Rücken wird das perverse Ziel verfolgt, der Konkurrenz im Wettbewerb um die attraktivsten Standorte nur ja keinen Ärger zu bereiten. Wer vom Gegner Lob bekommt, hat schon verloren. Wer auf das Recht verzichtet, ein eigenes Steuersystem zu etablieren, fällt einen Grundpfeiler des Staatswesens.

Widerstand? Null

Sosehr man die Ohren auch spitzt und auf Zwischentöne hört: Worte des Widerstands gegen die Anmassungen der G-7 sind in Bern nicht zu vernehmen. Der Defätismus wird mit den hohlen Parolen kaschiert, es werde dann wohl nicht so arg kommen, man könne sich ja immer irgendwie arrangieren, und ein Exodus internationaler Firmen sei nicht zu befürchten. Wer's glaubt, ist dumm, sehr dumm. Der Mindestsatz von 15 Prozent, der die Hälfte der Kantone schon in Schwierigkeiten bringt, ist erst der Anfang; angedacht werden bereits 21 Prozent. Eine internationale Steuerpolizei wird die Einhaltung der diktierten Normen überwachen. In den Kassen von Basel, Zürich, Genf und Zug, wo die meisten international tätigen Firmen sich niedergelassen haben, werden bald Hunderte von Millionen fehlen, die in andere Länder abfliessen. Rasch werden diese Unternehmen wohl nicht das Weite suchen, aber es verschwinden die Argumente, um neue anzulocken.

Schliesslich werden sich nicht alle Staaten dem G-7-Diktat beugen, nicht einmal jene der G-7. Die britische Krone wird nicht auf das Offshore-Modell der Kanalinseln verzichten; und auch der neue Weltsteuervogt Joe Biden wird nicht seine Heimat Delaware trockenlegen, nur deren Konkurrenten.

Erinnerung an alten Glanz

Die Tochter von Prinz Harry und Herzogin Kate heisst Lilibet Diana. Warum? Ich wage eine Deutung – denn ich darf als Experte für eigentümliche Vornamen gelten.

Klaus J. Stöhlker



Wort voller Wohllaut: Ehepaar Mountbatten-Windsor.

W eil Europa Gefahr läuft, zu einem unbedeutenden Kontinent zu werden, der von provinziell-bourgeoisem Aufsteigern mehr schlecht als recht regiert wird, ist es nicht unbedeutend, welchen Namen Prinz Harry und dessen Frau, Herzogin Meghan, ihrem soeben geborenen zweiten Kind gegeben haben.

Lilibet («Lili») Diana Mountbatten-Windsor ist Nummer acht in der britischen Thronfolge und liegt damit noch vor Prinz Andrew (Platz neun), der aufgrund seiner erotischen Eskapaden, auch im Umfeld des im Gefängnis frühverstorbenen Jeremy Epstein, derzeit um seinen guten Ruf kämpfen muss.

Ihr Vorbild ist erloschen

Mit dieser sehr bewussten Namensgebung durch seine beiden, aus konservativ-britischer Sicht, ebenfalls recht eskapistischen Eltern, tritt die kleine Lili in die Erbfolge des letzten bedeutenden europäischen Königshauses ein. Dies ist vor allem für die traditionsbewussten Engländer wichtig, die sich ein *Great Britain* ohne eine Königsfamilie nicht vorstellen wollen.

Die monarchische Generationenparade einer vom darbandenden englischen Steuerzahler hochsubventionierten Familie, die ihr Geld damit ver-

dient, einen Glanz zu repräsentieren, der an die grösste europäische Weltmacht erinnert, die seit dem churchillschen Zweiten Weltkrieg langsam zugrunde geht, ist das eine.

Das andere ist der Versuch eines jungen Ehepaars, das sich von seiner Familie verstossen fühlt, mit der Namensgebung des Kindes wieder den Anschluss an die 95-jährige Urgrossmutter Lilis zu finden, die bekanntlich ihre Hunde mehr liebt als die Menschen. Ob Queen Elisabeth, in einem Anfall von Altersmilde, dies versteht, wird sich in den kommenden zwölf Monaten zeigen. Schneller geht es nicht am Königshof, wie im Vatikan auch nicht.

Wenn Prinz Harry mit der Namensgebung auch seiner Mutter Diana gedenkt, die 1997 aus bisher nicht vollends bekannten Gründen bei einer Fahrt durch einen Strassentunnel verunglückte, kann jeder Engländer oder Kontinentaleuropäer nur beglückt sein.

Denn schon bei sogenannten Normalfamilien, die aus Vater, Mutter und einem bis fünf Kindern bestehen, ist die herkömmliche Namensgebung, die von Vater und Grossvater bis zur Grossmutter reicht, längst zusammengebrochen. Das gilt vor allem für die urbanen Wachstumszentren Europas, zunehmend aber auch in der Schweiz.

Mode- und Fantasy-Vornamen geben den Ton an. Immerhin, auch hier wird die Sehnsucht nach einer als gross vermuteten Vergangenheit erkennbar. Wer heute sein Kind nicht Noah nennt, ein Name, der für alle Geschlechter nutzbar ist, gilt rasch als out.

Ohnehin sind die Adelsgeschlechter der Schweiz, die ihre Titel vorzugsweise in Frankreich erwarben, heute eher auf einen kleinbürgerlichen Status zurückgefallen. Noch vor einer Generation waren die de Wecks, die von Graf-

Ich habe meinen älteren Sohn Fidel genannt – nach Fidel Castro, der wie Tell für sein Land eintrat.

fenrieds und die von Werras in massgeblichen Ämtern zu finden. Heute ist dies nur noch sehr selten der Fall. Ihr Vorbild ist erloschen.

Das innovative Bürgertum orientiert sich vorzugsweise an sozialen Aufsteigern, die in erster Linie wirtschaftliche und wissenschaftliche Erfolge zu bieten haben. Der Vorname spielt keine Rolle mehr, der Familienname eigentlich auch nicht, denn nach dem Tod des Trägers sinkt die Familie wieder in die Anonymität zurück.

Liebe zur Sprache

In meinem Fall, einem Stöhlker, dessen Vorfahren sich Stuhlmacher nannten, habe ich den älteren Sohn Fidel genannt. Dies geht nicht auf Fidelis, sondern auf Fidel Castro zurück, der ganz für sein kleines Land eintrat, wie dies Wilhelm Tell auch für die Ur-Schweiz, die Innerschweiz, getan hat. Was für die alten Schweizer Habsburg war, sind für viele Europäer die USA geworden. Wie die jüngere Geschichte zeigt, nicht ganz zu Unrecht.

Raoul, unser jüngerer Sohn, hat, wie der genaue Blick zeigt, einen aus Frankreich stammenden Vornamen. Hier siegte meine Liebe zur Sprache, zu einem schwungvollen Wort voller Wohllaut, über das politische Verständnis.

In diesem Sinn waren Prinz Harry und Herzogin Meghan konsequenter.

Klaus J. Stöhlker, Doyen der Schweizer Unternehmensberater, lebt und arbeitet in Zollikon.

Allein können wir es besser

Nach dem Scheitern des Rahmenabkommens hat das grosse Zittern begonnen. Warum eigentlich? Die freiheitliche Schweiz steht hervorragend da.

Beat Kappeler

Die Schweiz, ein mehrhundertjähriges Staatswesen, wird bis in die Grundfesten erschüttert – nicht weil etwas geschehen ist, sondern weil nichts geschehen ist. Der Rahmenvertrag mit der EU blieb aus. Erschüttert? Nicht gerade das Staatswesen, sondern die meisten Medien, das Staatsfernsehen zuvörderst. Erschüttert gibt sich Economiesuisse, dieser Wirtschaftsverband, der für seine Geschäfte alles herzugeben bereit ist – Souveränität, eigene Gerichte, Schutz der WTO. Mit ihm auch ein grosser Teil der Linken, der sonst Geschäfte eher suspekt sind.

Bereits auch weben viele Politiker in Eigenregie an Plänen B, C und D. Falls die EU wirklich der furchterregende Gegner ist, hat sie damit die Auswahl, was sie alles fordern könnte, vielleicht gleich B, C, D zusammen. Und sie hat die Gewissheit, dass Economiesuisse die Kröten schlucken wird. Das alles zusammen macht das Land als Verhandlungspartner erpressbar. Würden hingegen alle eine offene Lage mal aussitzen, ein Geschäft fahren lassen, dann käme die EU wie auch schon als *demandeur* vorbei. Auch könnte man, wie Grossbritannien, eigene und EU-Regeln abspecken, um weltmarktfähig zu sein.

Gegenwind weht überall

Warum zittern also diese Helden derart? Schweizer wollen geliebt sein. Gegenwind von Funktionären der EU, Gegenwind in Medienkommentaren des Auslands destabilisieren dieses selbstverliebte Land. Würden die Zitterer sich in andere Länder hineindenken, sähen sie, wie Gegenwind überall weht und ausgehalten wird.

Dänemark und Schweden sind in hellem Aufruhr gegen die EU-Kommission, weil diese unter Vertragsbruch dem ganzen Kontinent Mindestlöhne aufzwingen will, doch die Skandinavier beharren auf Tarifpartnerschaft. Polen gewärtigt den Mahnfinger Merkels und denkt dabei an die vier Teilungen durch Deutschland seit 1772. Italien hat jetzt – nach Mario Monti – mit Mario Draghi schon den zweiten Statthalter aus

Brüssel als Premier, um die Guthaben des Nordens sicherzustellen. Grossbritannien gar steht unter Dauerbeschuss Brüssels und unter Frankreichs offen angedrohtem Motto: «Der Brexit muss schaden.»

Doch neben der Selbstverliebtheit haben die Schweizer das Problem, dass sie die EWG, EG, EU gar nicht kennen. Die Zitterer wollen «den Binnenmarkt», doch der ist längst nicht mehr das «Binnenmarktprogramm» von 1992, den das Cassis-de-Dijon-Prinzip seit 1979 hergestellt hatte. Alle nationalen Normen waren durch diesen Entscheid binnenmarktgenügend.

Die Euro-Turbos der EG/EU-Kommission reagierten. 1987 wurde das Mehrheitsprinzip für Regeln des Binnenmarkts verkündet und seither als Dampfwalze eingesetzt, ob nun die EU zuständig war oder nicht, ob es um den eigentlichen Markt geht oder nicht. Das EU-Gericht deckt diese Vertragsbrüche. Das hat die Briten weggetrieben. Alles ist Binnenmarkt, es folgen nun zu harmonisierende Steuern, Sozial- und Arbeitsnormen aller Art: Man kann nicht sagen, was noch kommt. «Unsicherheit» herrsche ohne Rahmenvertrag, sagen einige Wirtschaftskreise – jedoch mit der Integration in diesen uferlos regulierenden Binnenmarkt ist sie sicher. Es geht für Nichtmitglieder

doch um den EU-Marktzutritt, mit dem auch Asien, Amerika, Grossbritannien dank WTO-Absicherung auskommen.

Verrückte Hoffnung

Die Schweiz ist *bottom-up* organisiert, das Volk stimmt ab; die europäischen parlamentarischen Demokratien verlaufen *top-down*, und sie beschicken die EU-Gremien, *top-down* ebenfalls. Der Ministerrat für Beschäftigung, Sozialpolitik, Umwelt, Gesundheit, Verbraucher tagt vier Mal im Jahr und nickt im Sekundentakt den Wust an Richtlinien der Kommission durch. Auf «Freunde der Schweiz» dort zu hoffen, ist illusorisch. Ausserdem überrollt sie die Kommission mit ihrem alleinigen Vorschlagsrecht. Noch verrückter ist die Hoffnung, mit einem EU-Beitritt diese Mehrheiten kehren zu können.

Die Schweiz ist in derselben Lage wie nach 1830, als die Kantone liberal, *bottom-up* demokratisch waren und das umgebende autoritäre Europa auf sie eindrosch. Tapfer hielten sie durch, und England stützte uns. Die Schweiz ist das freiheitliche, selbstbestimmte Europa geblieben, das auch in der Hanse, in den freien deutschen Reichsstädten, in den Ständen Böhmens, Österreichs, Hollands, in den Stadtstaaten der Lombardei und Toskana bestand. Doch ausser Holland wurden alle von den grossen Flächenstaaten untergepflügt.

Der Historiker Peter Blickle hat dieses weite, selbstverfasste Europa beschrieben («Das Alte Europa. Vom Hochmittelalter bis zur Moderne»). Die zentralistischen Staaten fühlen sich seit je dadurch in Frage gestellt. Falls überhaupt befragt, verwarf das Volk aller Mitgliedsländer auf Anhieb EU-Fragen und Euro, seit 1992. Die EU hat das Mandat der Völker nicht. Vielleicht liegen europäische Kommissare nachts vor Ärger und Gegenwind wach – wie manche Schweizer mit schwachen Nerven ihrerseits.



Beat Kappeler ist Ökonom und Autor. Zuletzt ist von ihm erschienen: Der Superstaat. Von Bürokratie und Parteizentralen und wie man den schlanken Staat zurückgewinnt. NZZ, 151 S., Fr. 38.90

«Es braucht ein Aufbäumen»

Frankreich sei keine Schicksalsgemeinschaft mehr, sagt die muslimische Spitzenpolitikerin Rachida Dati. Nur eine fundamentale Erneuerung könne die Nation retten.

Jürg Altwegg

Weltwoche: Französische Generäle im Ruhestand haben unlängst Alarm geschlagen. Der Regierung entgleite die Kontrolle über das Land. Es drohe ein «Bürgerkrieg». Der Aufruf wurde als Putschdrohung verstanden. Die Armeespitze und die Regierung drohten mit Strafen. Sie hingegen stimmten dem Befund der Generäle zu. Sie erklärten sich bereit, «Politiker zu unterstützen, die sich für die Rettung der Nation einsetzen». Sie schrieben: «Wenn nichts geschieht, wird sich die Laxheit weiterverbreiten [...] und schlussendlich eine Intervention unserer aktiven Kollegen provozieren, [...] eine gefährliche Mission zum Schutz unserer zivilisatorischen Werte.» Madame Dati, ist die Lage in Frankreich so dramatisch?

Rachida Dati: Ich las diesen Aufruf mit grossem Interesse, ich höre immer aufmerksam zu, wenn die Militärs in meinem Pariser Arrondissement etwas sagen. Die Armee tut sehr viel für die Integration der Jungen. Das geschieht durch den Militärdienst. Aber auch im Etablissement pour l'insertion dans l'emploi (Epide), das sich um die gesellschaftliche Eingliederung junger Erwachsener beiderlei Geschlechter im Alter zwischen 18 und 25 Jahren kümmert. Diese Institution richtet sich an diensttaugliche Junge, die arbeitslos sind und über kein Ausbildungsdiplom verfügen. Es ist nicht die Rolle der Armee, Politik zu betreiben. Aber es ist verlogen, diesen Appell als Putschversuch zu deuten. Dass sich Armeeangehörige bemüssigt fühlen, auf diese Weise das Wort zu ergreifen, ist für uns alle ein Alarmzeichen.

Weltwoche: Wie würden Sie einem Europäer oder einem Amerikaner den Zustand der Republik – und Nation – beschreiben?

Dati: Die Franzosen begeistern sich für die Politik, die sie mit Leidenschaft verfolgen. In Frankreich kann ein Mittagessen mit der Familie schnell zur politischen Debatte werden – nach wie vor. Ich stelle hingegen mit Bedauern fest, dass immer mehr Bürger den Wahlen fernbleiben und sich von den Parteien abwenden. Der Grund ist klar: Sie sind wegen nicht ge-

haltener Versprechungen angewidert. Dazu kommt die zunehmende Ungleichheit in der Gesellschaft. Der soziale und republikanische Aufzug funktioniert nicht mehr. Fleiss und Verdienste werden nicht mehr honoriert. Die Folge sind Frustrationen, die in den Rückzug von der Politik münden oder Wutausbrüche provozieren, wie wir das bei den Gelbwesten gesehen haben.

Weltwoche: Wie kann man das Übel, an dem Frankreich leidet, benennen? Islamismus, Islam-Gauchismus, Cancel-Culture?

Dati: Die französische Gesellschaft befand sich in einem Prozess der Auflösung. Jetzt ist sie vollständig auseinandergebrochen. Man zieht sich zusehends auf die eigene Identität zurück, die Angst vor den anderen wächst. Das *vivre ensemble*, das Zusammenleben, von dem die Apologeten des Antirassismus schwadronieren, hat zu einem Nebeneinander der Gemeinschaften geführt. Den Franzosen fehlt das Bewusstsein einer Schicksalsgemeinschaft.

Weltwoche: Sehen Sie die Gefahr eines Separatismus in der Republik, den Macron mit einem Gesetz bekämpfen will, oder gar eines Bürgerkriegs?

Dati: Der Separatismus ist die Folge eines jahrzehntelangen Aufgebens und Abdankens. Das Recht auf Differenz wurde zu einem Wert hochstilisiert, der den Universalismus der Republik verdrängt hat. Einzelne Territorien sind zu Labors der Radikalisierung

«Wer etwas leistet, verdient Anerkennung und Belohnung. Das muss für alle gelten, die hier leben.»

und Brutstätten des Terrorismus geworden. Wir müssen den Separatismus an zwei Fronten bekämpfen. Einerseits geht es darum, die staatliche Siedlungspolitik neu zu gestalten. So, wie sie heute betrieben wird, fördert sie den Separatismus. Der soziale Wohnungsbau führte zur Bildung von Gettos – mit den bekannten Schwierigkeiten. Die Schulen sind das zweite Feld, auf dem wir in die Offensive



«Moralischer Niedergang»:

gehen müssen. Es gilt, ihre Aufgabe radikal zu überdenken.

Weltwoche: Sie sind ein Kind der Einwanderung. Was repräsentierte Frankreich für Ihre Eltern? Und heute für Sie?

Dati: Frankreich muss das Land des republikanischen Verdiensts bleiben: Wer etwas leistet, verdient Anerkennung und Belohnung. Das muss für alle gelten, die hier leben, und für alle, die sich in Frankreich niederlassen wollen. Ich konnte hier mein Leben in Freiheit gestalten. Das war für mich eine immense Chance. Unser Land verkörpert ein in der Welt einzigartiges Modell der Emanzipation. Dieses verdient unseren Schutz.

Weltwoche: Sie haben jüngst von Ihrer Zwangsheirat erzählt. Es war nicht Ihre Familie, die Sie dazu anhielt. Sondern der soziale Druck Ihrer Herkunft [siehe Kasten, S. 32].



ehemalige Justizministerin Dati.

Dati: Ich habe die Geschichte meiner Zwangsheirat erzählt, um Zeugnis abzulegen. Ich wollte die vielen Zwänge, die noch immer auf den Frauen lasten, thematisieren. Es handelt sich um Umstände, denen die Justiz nicht Rechnung trägt. Ich musste kämpfen, damit meine Zwangsehe für ungültig erklärt wurde. Ich wollte mich nicht scheiden lassen, sondern diese Episode, in die ich ohne meinen freien Willen eingewilligt hatte, aus meinem Leben tilgen. Es gibt soziale und psychologische Zwänge, deren man sich selbst nicht bewusst ist. Das Gesetz anerkennt sie nicht. Als ich im Innen- und im Justizministerium tätig war, konnte ich Reformen in die Wege leiten, die eine bessere Anerkennung ermöglichen.

Weltwoche: Aufgrund Ihrer Herkunft würde man Sie nicht bei den Republikanern, sondern eher bei den Sozialisten vermuten.

Dati: Von den achtziger Jahren an hatte ein Teil der Linken, die damals mit Mitterrand an der Macht waren, eine Politik in die Wege geleitet, die zu der erwähnten Gettoisierung führte: Die Zuteilung der Sozialwohnungen erfolgte nach der Herkunft der Einwanderer. Diese Linke hatte nichts mehr mit der Arbeiterbewegung, die ich in meiner Kindheit gekannt hatte, zu tun. Es war eine zynische Linke, die die Menschen in deren Kultur und Herkunft einschliessen wollte, statt ihnen die freie Gestaltung des Lebens zu ermöglichen. Diese Linke hätte mich gerne als Opfer gesehen. Wäre es nach dieser Linken gegangen, hätte ich nicht mit Arbeit und Wille mein Schicksal selbst bestimmen können – und ich wäre nicht, was ich heute bin.

Weltwoche: Sie haben sich tatsächlich nie als Opfer präsentiert oder auf Frauenquoten

gesetzt. In der Politik verkörpern Sie die Kampfbereitschaft, die Emanzipation, das Engagement, auch die Integration. Ihr Beispiel zeigt, wie die laizistische Republik funktionierte.

Dati: Auch für Menschen mit bescheidener sozialer Herkunft ist es möglich, an verantwortungsvolle Positionen zu gelangen. Aber es ist in jüngster Zeit immer schwieriger ge-

«Wäre es nach dieser Linken gegangen, hätte ich nicht mein Schicksal selbst bestimmen können.»

worden. Es geht heute nicht darum, über meine Laufbahn zu reden. Sondern darum, sich um die Jugendlichen aus den wenig privilegierten Schichten zu kümmern, die ihr Leben noch vor sich haben. Sie stehen vor der Aufgabe, es zu gestalten, haben aber den Eindruck, dass ihnen die Zukunft verschlossen bleibt.

Weltwoche: Sie repräsentieren in Frankreich die *droite populaire*, eine volksverbundene, sozial engagierte Rechte in der Tradition von de Gaulle. Sie haben zum Beispiel während der Covid-Krise ein Mindesteinkommen für Studenten gefordert.

Dati: Im Begriff *droite populaire* steckt für mich die Hoffnung, dass man es durch Arbeit zu einem besseren Leben bringen kann. Das muss man unterstützen. Die *droite populaire* steht für eine ehrgeizige Erziehung und Bildung sowie einen Staat, der die Schwachen beschützt.

Weltwoche: Wer sind Ihre Wähler? Wie kann man die *droite populaire* ideologisch umschreiben?

Dati: Ich habe stets Kampagnen geführt, bei denen die Rechte in der Lage war, als Sammlungsbewegung aufzutreten – über ihre Stammwählerschaft hinaus. Das gelingt, wenn sie starke programmatische Vorschläge macht: zur Verteidigung der individuellen Freiheiten, für die Chancengleichheit, für die Anerkennung der Verdienste des Einzelnen und von dessen Arbeit.

Weltwoche: In Frankreich stehen Ende Juni die Regionalwahlen an. Für Macron und seine «*République en marche!*» (LREM) wird eine weitere Niederlage erwartet. In der Region Hauts-de-France im Norden scheidet der Präsident fünf Minister in die Schlacht gegen Ihren Parteigenossen Xavier Bertrand, der 2022 als Kandidat der Republikaner gegen den Präsidenten antreten will. Im Süden paktiert Macrons LREM mit den Republikanern – und droht diese zu spalten. Macrons Strategie ist darauf angelegt, nach der Linken auch die Rechte zur Implosion zu bringen.

Dati: Es ist der «*République en marche!*» nirgendwo gelungen, in der politischen Landschaft Fuss zu fassen. Bei den Kommunal-

wahlen im vergangenen Jahr erreichte sie landesweit kaum zwei Prozent. Wo immer LREM lokal eine Rolle spielen kann, tut sie es ausschliesslich dank Verrätern aus dem linken und rechten Lager. LREM besteht nur aus Emmanuel Macron. Und deshalb versucht er jedes Mal, uns zu plündern oder als Trittbrettfahrer aufzuspringen.

Weltwoche: Sie überzeugten vor einem Jahr bei der Wahl des Stadtpräsidenten im linken und grünen Paris mit einer erfolgreichen Kampagne, welche die Mehrheit in Bedrängnis brachte. Sie setzten auf Sicherheit und Sauberkeit und wurden als Maire des 7. Arrondissement brillant wiedergewählt. Werden Sie 2022 für die Präsidentschaft kandidieren?

Muslima, ledige Mutter, Justizministerin

Geboren wurde Rachida Dati 1965 in der Banlieue der Provinzstadt Chalon-sur-Saône im Burgund als zweitältestes Kind eines aus Marokko eingewanderten Bauarbeiters und einer Algerierin. Sie hat sechs Schwestern und vier Brüder, einer von ihnen wurde als Dealer verurteilt. Während ihrer Schulzeit begleitete sie die Mutter zum Putzen in Privathaushalten. Den Besuch einer katholischen Privatschule bis zur Matura finanzierte sie sich als Hilfskrankenschwester.

«Ich lebte in Paris, ich verdiente Geld, dank mir hatte sich das Leben meiner Eltern verändert: Ich habe ihnen die erste Waschmaschine, ein Auto und ein Haus gekauft; einen Telefonanschluss installieren lassen, die erste Flugreise ihres Lebens ermöglicht», erzählte Rachida Dati vor einem Jahr im französischen Radiosender Europe 1.

Druck der Banlieue

Als sie 22 Jahre alt war, lernte sie bei einem Empfang in der algerischen Botschaft den amtierenden Justizminister Albin Chalandon kennen. Er verschaffte ihr eine Stelle in der Buchhaltung des staatlichen Erdölkonzerns Elf Aquitaine. Mit dem Gehalt bestritt sie während ihres Jurastudiums ihren Lebensunterhalt. Bei den Medizinern war sie nach dem ersten Jahr gescheitert.

Auf Europe 1 erwähnte sie erstmals ihre «Zwangsheirat» 1992: «Es war keineswegs der Vater, der mich dazu zwang, und er hat auch den Mann nicht ausgewählt. Es gab einfach diesen Druck der Banlieue, in

Dati: Die Franzosen wollen eine Alternative zur gegenwärtigen Regierung. Sie wollen kein zweites Duell zwischen Macron und Marine Le Pen. Ich kann mich mit einer Wahl Macron oder Le Pen nicht abfinden. Die Werte der Rechten haben den stärksten Rückhalt. Es ist unsere Pflicht, dies umzusetzen und eine echte Alternative zu präsentieren. Ich werde in dieser Kampagne meine gesamten Kräfte mobilisieren und alles dafür tun, dass unsere politische Familie gewinnen wird.

Weltwoche: Was wäre denn schlimmer: die Rückkehr der Linken, das Verbleiben Macrons – oder Marine Le Pen?

Dati: Am schlimmsten wäre eine Wahl ohne Auswahl, bei der es nur darum ginge, das

der ich aufgewachsen bin: «Was machst du in Paris?», wurde ich ständig gefragt. Ich hatte Arbeit, ein abgeschlossenes Studium – es war unvorstellbar, mit 27 Jahren nicht verheiratet zu sein. Meine Schwestern haben sehr jung geheiratet.»

Am Tag nach der Heirat wollte sie die Auflösung der Ehe, doch der Gatte weigerte sich. Rachida Dati flüchtete nach London, wo sie ein Jahr lang arbeitete. Ein hoher Staatsbeamter und schliesslich auch Justizministerin Simone Veil waren ihr behilflich. Diese riet ihr, die Ecole nationale d'administration zu absolvieren.

Selbst ihrem Mentor Nicolas Sarkozy hatte Rachida Dati die Geschichte ihrer Ehe verschwiegen. Er holte sie 2002 als Immigrationsberaterin ins Innenministerium. Als Sarkozy 2007 Präsident wurde, ernannte er Rachida Dati, die nur wenige Jahre als Richterin gearbeitet hatte, zur Justizministerin. Im Amt brachte sie 2009 ihre Tochter zur Welt. Heftig wurde sie kritisiert, als sie wenige Tage nach der Geburt an die Arbeit zurückkehrte.

2012 eröffnete ein bekannter Richter in Marokko, auf dessen Staatsbürgerschaft Dati nicht verzichtet hatte, ein Strafverfahren gegen die «unverheiratete Mutter». Regelmässig besucht Dati mit ihrer Tochter die Messe. Die Fragen nach einer allfälligen Bekehrung zum Katholizismus hat sie stets ausweichend beantwortet: «Der Glaube ist in meinem Leben sehr präsent.»

Obwohl sie mit ihrer Meinung nicht zurückhält, gleicht die Organisation eines Gesprächstermins bei Rachida Dati einem Hürdenlauf. Zwei Mal wurde das *Weltwoche*-Interview mit der französischen Spitzenpolitikerin verschoben. Einmal war ihre Unabkömmlichkeit durch eine Debatte im Pariser Stadtparlament bedingt – Rachida Dati ist die Oppositionsführerin gegen die

grössere Übel zu verhindern. Eine Präsidentschaftswahl ist der Moment, in dem alle wichtigen Fragen auf den Tisch kommen müssen und sich die Franzosen für ein Gesellschaftsprojekt entscheiden können. Wenn nur ein Duell zwischen Macron und Marine Le Pen möglich ist, muss man von einem Scheitern der Demokratie reden.

Weltwoche: Wie sehen Sie Frankreich in zehn Jahren? Wird es sich endlich mit sich selbst versöhnen?

Dati: Ich bin sehr beunruhigt. Wir müssen zu einem gewaltigen Sprung ansetzen, es braucht ein Aufbäumen. Die Gewalt in der Gesellschaft hat dramatische Ausmasse angenommen. Wir befinden uns im moralischen Niedergang.

links-grüne Regierung. Dann gab es Turbulenzen in der Partei, die sich im Wahl- und Überlebenskampf befindet.

Ein Flügel der Republikaner will mit Macron zusammenspannen, der andere den «republikanischen Pakt» der Abschottung vom Rassemblement national überwinden – er hat den Aufstieg der Le Pens beflügelt und den Niedergang der Gaullisten nicht zu stoppen vermocht. Bei der Europawahl 2019 erreichten diese nicht einmal mehr zehn Prozent. Die Regionalwahlen finden am 20. Juni statt.

Brisanz der Einwanderung

Das Interview wurde schriftlich geführt. Nicht eingegangen ist Rachida Dati auf die Brisanz der Einwanderung und des Islam. Ebenso wenig wollte sie ihre Gefühle angesichts der Verurteilung von Nicolas Sarkozy zu einer Gefängnisstrafe kundtun. Über die Beziehung der Republikaner zum Rassemblement national äusserte sie sich nicht – auch die Nachfrage blieb unbeantwortet. 2017 hatte sie sich für Macron und gegen Le Pen ausgesprochen.

Stellung nahm die ehemalige Justizministerin und langjährige Abgeordnete im Europaparlament hingegen zum Scheitern des Rahmenabkommens: «Die Schweiz ist eine sehr lebhafteste Demokratie. Ihr Referendum wird oft als Modell zitiert. Ich will die Entscheidung eines souveränen Staats nicht kommentieren. Ich stelle fest, dass die Schweiz ihre Suche nach einer Partnerschaft mit Europa nicht weiterführen will. Es ist hingegen unbestreitbar, dass sie sich auf dem europäischen Festland befindet und dass wir harmonische Beziehungen herstellen müssen, die weder die Europäische Union noch die Schweiz aus dem Gleichgewicht werfen.»

Jürg Altwegg



Chasa Montana Hotel & Spa, Samnaun Natur und Wellness für Gourmets

Das traditionsreiche Chasa Montana im Herzen von Samnaun ist der perfekte Ausgangsort, um das internationale Ski- und Wandergebiet Silvretta Arena Samnaun/Ischgl nach Herzenslust zu erkunden. Mit der Symbiose aus Wandern, Biken, Wellness und kulinarischen Genüssen wird Ihr Aufenthalt zum unvergesslichen Erlebnis in einer einzigartigen Naturlandschaft.

Das traditionsreiche 4-Sterne-Superior-Haus zeichnet sich durch eine familiäre Atmosphäre und alpinen Charme aus. Umgeben von imposanten Dreitausendern liegt das Hotel auf 1850 Meter über dem Meer. Mit über 250 Kilometern Bike- und Wanderwegen lädt die Region zu ausgiebigen Touren ein. Mit der Gästekarte nutzen Sie alle Bergbahnen der Silvretta Arena Samnaun/Ischgl kostenfrei; E-Mountainbikes können im Hotel gratis ausgeliehen werden.

Entspannung finden sie in der grosszügigen Wellnessoase mit römischem Innenpool, Aussen-Solebecken, Grotte mit Whirlpool, Saunabereich, Dampfbad und einem professionellen Schönheits- und Massagecenter. Auch für kulinarische Abwechslung ist gesorgt: Das Gourmet-Restaurant «La Miranda» verwöhnt Sie mit Spezialitäten auf höchstem Niveau. Hausgemachte Pasta und Pizza geniessen Sie

im «La Pasta». Das Gourmetstübli «La Miranda», von Gault Millau mit 16 Punkten ausgezeichnet, überzeugt selbst feinste Gaumen. Der Weinkeller ist mit 20 000 Flaschen exzellent sortiert.

Last but not least ist Samnaun mit der höchstgelegenen Shoppingmeile Europas seit 1892 ein Zollfreiparadies. Der Grund für diesen Sonderfall ist die geographische Lage: Bis 1912 führte die einzige Zufahrtsstrasse über österreichischen Boden.



Platin-Club-Spezialangebot

«Montana Discovery Days»

Leistungen:

- 4 Nächte mit Halbpension
- Tägliches Provianttäschli zum Mitnehmen
- 1 Viergang-Dinner in der «La Miranda»-Sterneküche
- 1 Shopping-Gutschein im Wert von Fr. 50.– pro Person für unsere ZEGG-Geschäfte
- 1 Floating-Erlebnis
- 1 Weinkellerführung inklusive Aperitiv
- 1 Flasche Chasa Montana White zur Begrüssung auf dem Zimmer
- 2-stündige geführte E-Bike-Tour
- Gratis E-Bike Verleih
- Kostenfreie Nutzung der Bergbahnen
- Nutzung Montana SPA und Fitnesscenter

Spezialpreise (p.P. im Doppelzimmer):

Ab Fr. 870.– (statt Fr. 920.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 081 861 90 00 oder per Mail an info@hotelchasamontana.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Gültig bis 17. 10. 2021.

Veranstalter:

Chasa Montana Hotel & Spa, Samnaun-Dorf
www.hotelchasamontana.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Professorin No Covid

Schrill warnt Virologin Isabella Eckerle vor den Gefahren des Coronavirus – auch für Kinder. Mit ihren Einschätzungen lag sie schon weit daneben.

Roman Zeller

Am 28. April prangerte Isabella Eckerle auf ihrem Twitter-Kanal das «grösste Versagen der Politik» an. Die Infektionsprävention für Kinder werde nicht ernst genommen. In «Betreuungseinrichtungen» nehme man die «Durchseuchung der jungen Altersgruppe» in Kauf.

Zur Erinnerung: Damals waren die Fallzahlen so tief, dass sich die Massnahmen nicht mehr rechtfertigen liessen. Der Bundesrat setzte auf Öffnung statt Schliessung, was Eckerle erst Mitte Mai «zunehmend» zu akzeptieren begann. Bis zu diesem Zeitpunkt konnte sie sich die «vollkommen irrationalen Entscheidungen» nicht erklären. Dieses «endlose, grauenhafte Durchwursteln» werde «unnötig Kranke und Tote» zur Folge haben, warnte sie.

Ihre Wutrede von Ende April auf Twitter gipfelte in einem «ganz ehrlichen, persönlichen Statement». Weil die Politik nicht auf die Wissenschaft hören wollte – rückblickend gesehen völlig zu Recht –, schrieb sie: «Ich bin jeden Tag dankbar dafür, dass meine Kinder noch nicht schulpflichtig sind und ich sie nicht exponieren muss.»

Mit anderen Worten: Eltern sollten besser überdenken, welchen Gefahren sie ihre Kinder aussetzen.

Finanziert vom Nationalfonds

Nun ist Isabella Eckerle nicht irgendwer. Als Medizinprofessorin leitet sie das Genfer Zentrum für neuartige Viruserkrankungen. Der Schweizerische Nationalfonds unterstützt ihre Forschung über das Coronavirus mit öffentlichen Geldern. Eckerles Aussagen über die Pandemie haben also Gewicht.

Das zeigt sich auch in ihrer medialen Präsenz: Auf Twitter kommt Eckerle inzwischen auf über 50 000 Follower. Seit Ausbruch der Pandemie gastiert sie regelmässig in Talkshows und steht grossen Zeitungen Red und Antwort. Als «eine der wichtigsten Stimmen» (*Blick*) forderte sie einen europaweiten Winter-Shutdown. Weihnachten empfahl sie abzuhaken.

Ist das noch seriöse Wissenschaft? Oder schon verantwortungsloser Polit-Aktivismus?

Wir erreichen die vierzigjährige Deutsche telefonisch. Über ihre Twitter-Aktivitäten sagt sie: «Wenn man von der Politik gefragt wird, kann man als Wissenschaftler seine Einschätzung geben, man kann aber auch etwas sagen, wenn man nicht gefragt wird.»

Das klingt auf Twitter dann so: «Jede Sars-CoV-2-Infektion ist eine zu viel», Hashtag «NoCovid». Darauf angesprochen sagt sie, das



«Grauenhaftes Durchwursteln»: Medizinerin Eckerle.

werde oft falsch verstanden. «Die Idee ist nicht, das Virus auszurotten. Es geht darum, die Inzidenzen niedrig zu halten, um Regionen, in denen das Virus ausbricht, schnellstmöglich zu kontrollieren.» Indem sie also dann und wann Regionen den Stecker zieht, will sie «dauerhafte Öffnungen» ermöglichen und «flächendeckende Lockdowns» vermeiden – «auch zum Schutz der Wirtschaft». So weit, so unlogisch.

Dass Virologen der Politik das Vorgehen diktierten, wie Kritiker sagen, habe sie nie so empfunden. «Wenn es neue Daten gibt und die alten nicht mehr stimmen, muss man seine Aussagen anpassen – das gilt auch für mich.» Als Beispiel erwähnt sie die dritte Welle, die in der Schweiz «nicht so stark ausgefallen» sei wie prognostiziert. Auf den Einwand, es habe im Frühling

gar keine Welle gegeben, sagt sie, es sei «keine Riesenwelle wie in England» gewesen.

«150 schwere Fälle»

Aufgewachsen ist Eckerle im deutschen Speyer, unweit von Heidelberg, wo sie Humanmedizin studierte. Ab 2011 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Bonner Labor. Ihr damaliger Chef, Professor Christian Drosten, gehört in der Corona-Pandemie zu den gefragtesten Wissenschaftlern. Eckerles Name fällt im selben Atemzug, die beiden gelten als «führende Virologen». Seit 2018 forscht sie als Professorin in Genf.

Ihre Aufreger-Tweets von Ende April habe sie ernst gemeint, sagt Eckerle und spricht von einer «Risikoumgebung» in Schweizer Schulen, wenn keine Schutzmassnahmen ergriffen würden. Die Behörden müssten Strukturen schaffen, um die Kinder zu schützen – sprich: kleinere Klassen, testen, Stosslüften, Masken.

Wenn Mütter und Väter ihre Kinder sorgenfrei zur Schule schicken, findet Eckerle das fahrlässig. Sie selbst ist zweifache Mutter. Der ältere Sohn ist dreijährig. Eben erst, Anfang April, kam sein kleiner Bruder zur Welt.

Auf den Einwand, es seien keine ernsthaften Corona-Erkrankungen bei Kindern bekannt, sagt Eckerle, sie wisse von 100 bis 150 «schweren Fällen» allein in der Schweiz. Dabei handle es sich nicht um Hospitalisierungen, sondern um eine «Überreaktion des Immunsystems» wenige Wochen nach der Erkrankung. «Das macht mir Bauchweh.»

Immerhin: «Vollständig Geimpfte können sich Freiheiten erlauben.» Wäre sie selbst aber ungeimpft, würde sie weder in ein Restaurant reinsitzen noch in die Chorprobe oder ins Fitnessstudio gehen. Eine Erkrankung sei gefährlicher, als viele meinten, und könne auch Langzeitfolgen haben. Dafür würden «gute Daten» sprechen. Long Covid existiere, fügt sie an, «auch bei Kindern». Bei der Impfung ihrer Kinder werde sie sich nach den offiziellen Empfehlungen richten, die folgen würden. «Man muss abwarten, was dann der wissenschaftliche Konsens dazu ist.»

Referendum für die Glaubwürdigkeit

Wenn die Medienbranche klug ist, ergreift sie das Referendum gegen Staatsgelder für die Medien.



Im Parlament geht es noch um ein paar Details, aber der grundsätzliche Entscheid ist gefällt: Die Schweizer Medien werden abhängig vom Staat.

Sie werden zumindest ein Stück abhängiger. Die Subventionen für private Medienhäuser werden von der Politik kräftig erhöht, von 50 auf 180 Millionen Franken im Jahr. Das ist eine Steigerung von 360 Prozent. Die sprudelnden Staatsgelder, genannt Medienförderung, fliessen in die Zustellung der Zeitungen und in die Produktion von Online-News.

Die Schweizer Medien, vor allem die Zeitungsverlage, handeln sich damit natürlich ein Problem mit ihrer Glaubwürdigkeit ein. Die sogenannte vierte Gewalt ist in der Demokratie dazu gedacht, die Politik zu überwachen. Sie ist nicht dazu gedacht, sich von der Politik bezahlen zu lassen.

Medien, wenn man es klar sagen will, werden durch Subventionen korrumpiert. Ihre Unabhängigkeit als kritische Wachhunde der Gesellschaft ist angeschlagen. Medien, die Geld vom Staat annehmen, werden den Verdacht nicht mehr los, staatsreue Medien zu werden. Wer beisst schon die Hand, die einen füttert?

Verstärkt wird der Argwohn über staatsnahe Medien, wenn auf der Gegenseite die Politiker ihre Kassen geradezu aufdringlich öffnen. Genau das ist der Fall. Der Bundesrat wie das Parlament sind richtig wild darauf, der Presse unter die Arme zu greifen. Opposition gegen den Millionensegen kommt nur von den üblichen Prinzipienreitern der SVP.

Nochmals verstärkt wird der Argwohn über staatsnahe Medien, wenn auch die Empfän-

ger alle Hemmungen vergessen. Genau das ist der Fall. Die Medienbranche ist noch nie so geeint aufgetreten wie derzeit, wenn sie, von nationalen Verlagen bis zu lokalen Online-Portalen, vereint die Hand aufhält. Die grossen und profitorientierten Medienkonzerne jubeln, weil der Steuerzahler ihre Gewinne und ihre Dividenden erhöht. Die kleinen und meist linken Internet-Redaktionen jubeln, weil der Steuerzahler sie am Leben erhält.

Wenn sich in Politik und Wirtschaft die Financiers und die Finanzierten so innig um-

Der Wunschtraum vieler Politiker – wer zahlt, befiehlt – wäre erledigt.

armen, dann riecht es, wie man weiss, intensiv nach wechselseitiger Protektion.

Die Medienbranche ist also gut beraten, wenn sie das Problem ihrer Glaubwürdigkeit ernst nimmt. Es gibt dazu einen Ausweg, den nur die direkte Demokratie bietet.

Die Medienbranche muss das Referendum gegen die 180 Millionen Franken an staatlicher Medienförderung ergreifen.

Es mag ungewöhnlich sein, dass man sich selber auf den plebiszitären Prüfstand stellt. Doch mit einem Referendum gegen ihre Subventionen können sich die Medien aus dem Verdacht der Käuflichkeit befreien. Die staatlichen Geldflüsse bekommen dann eine ganz andere Legitimation, nämlich die Legitimation durch die Bevölkerung.

Es gibt zwei Möglichkeiten. Erstens: Die hohe Politik entscheidet, dass Medien finanziell zu fördern sind. Zweitens: Das normale Volk entscheidet, dass Medien finanziell zu fördern sind. Das ist ein gewaltiger Unterschied.

Wenn die Politik subventioniert, dann sind dies Gelder, die von oben kommen. Regierung und Parlament vergeben Zuschüsse, weil sie sich davon etwas versprechen, nämlich mehr Medienkontrolle und weniger journalistische Kritik.

Wenn das Volk subventioniert, dann sind dies Gelder, die von unten kommen. Die Bevölkerung vergibt Zuschüsse, weil sie sich etwas anderes davon verspricht, nämlich einen weiterhin unabhängigen und kritischen Journalismus.

Technisch ist ein Referendum gegen die Vorlage zur Medienförderung ein Kinderspiel. Man schiesst einen Unterschriftenbogen in alle Zeitungen ein, und nach einer Woche sind die nötigen 50 000 Unterschriften beisammen.

Ich bin sicher, die Abstimmung über die Medienförderung wird in diesem Fall ein deutliches Ja ergeben. Die Stimmbürger werden es sehr schätzen, wenn die Verlage nicht einfach in die Staatskasse greifen, sondern von sich aus sagen: Wir sind als Medienbranche der Öffentlichkeit verpflichtet, also soll die Öffentlichkeit entscheiden.

Für die Medien würde das gewonnene Referendum zu einer Art Befreiungsschlag. Der Wunschtraum vieler Politiker – wer zahlt, befiehlt – wäre erledigt.

Für eine Medienbranche, die ihren demokratischen Auftrag weiterhin glaubwürdig wahrnehmen will, gibt es keinen anderen Weg. Es braucht ein Referendum in eigener Sache.

Wo einst Walt Disney nächtigte

Der «Zermatterhof» ist das «Hotel des Jahres». Nicht nur zur Freude der Einheimischen.

Hubert Mooser

Bundesrat Alain Berset verbrachte zusammen mit Ehefrau Muriel und seinen Kindern hier die Skiferien. Die Alt-Bundesräte Adolf Ogi, Arnold Koller und Samuel Schmid haben auch schon hier übernachtet. Die frühere englische Premierministerin Theresa May weilte ebenso auf Besuch wie die Filmstars Tom Cruise, Nicole Kidman, Audrey Hepburn.

Im Gästebuch findet man die Namen von Walt Disney, Eros Ramazotti, Josephine Baker und Bill Gates. Auch der Scheich von Dubai und der Kronprinz von Brunei waren schon hier. Letzterer mietete 2008 gleich das ganze Hotel für sich und seine Entourage. Die Liste schillernder Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur, die im exklusiven «Zermatterhof» ein- und ausgingen, ist lang und beeindruckend.

Welche illustren Zeitgenossen hier übernachtet haben, erfährt man – wenn überhaupt – erst hinterher, denn Diskretion ist oberstes Gebot im «Zermatterhof». Die meisten prominenten Gäste wissen das zu schätzen.

Dann gibt es andere, denen die Paparazzi fehlen, wie zum Beispiel dem «Big Bang Theory»-Star Kaley Cuoco. Diese berichtete auf ihrem Instagram-Account detailliert über ihre Flitterwochen 2018 im Luxushotel und wunderte sich, dass trotzdem keine Paparazzi vor dem Hause lauerten.

Zurück bleiben Einkaufsstützen

Die Wünsche der Prominenten sind manchmal etwas speziell. Es gibt Gäste, denen man die Bettwäsche vor dem Zubettgehen noch einmal bügeln muss. Andere waschen sich das Haar nur mit Evian-Wasser. Akribisch genau notiert sich das Hotel Wünsche, Gewohnheiten und Eigenarten seiner bekannten Klientel, um diese beim nächsten Besuch optimal bewirten zu können.

Wenn sich arabische Herrscherfamilien im «Zermatterhof» ankünden, bricht im ganzen Ort Goldgräberstimmung aus. Diese Gäste gelten nämlich als besonders kauffreudig. Sie reisen mit 80 Koffern an und mit 120 wieder ab

– und in den Zimmern blieben Dutzende Einkaufsstützen zurück, die man nicht einmal ausgepackt habe, heisst es in Zermatt.

Es kann vorkommen, dass die Personenschützer eines Scheichs und die eines ausländischen Staatsoberhauptes, das zeitgleich im Hotel übernachtet, aneinandergeraten.

Die Personenschützer eines Scheichs und die eines Staatsoberhauptes können hier aneinandergeraten.

Dann muss Hoteldirektor Rafael Biner sehr viel diplomatisches Geschick einsetzen, um die brenzlige Situation zu entschärfen. Aber das kommt eher selten vor.

Warum gerade jetzt?

Nun ist das Flaggschiff der Zermatter Hotellerie, das «Grand Hotel Zermatterhof», von Karl Wild, dem Verfasser des renommierten Schweizer Hotel-Rankings, zum «Hotel des Jahres» gekürt worden.

Das ist Balsam auf die wunde Seele des Hoteldirektors, der mit seinem Betrieb – wie die gesamte Tourismusindustrie – ein schwieriges Jahr hinter sich hat und sich von die-

sem begehrten Preis etwas Rückenwind verspricht.

Die Auszeichnung stützt die Geschäftsstrategie des Fünfsternehauses. Das Hotel-Rating findet hauptsächlich bei Schweizer Touristen grosse Beachtung – eine Kundengruppe, die Hoteldirektor Biner und sein Team eigentlich seit der Finanzkrise 2008 verstärkt im Fokus haben.

Die Corona-Krise im Jahr 2020 hat diese Entwicklung noch akzentuiert. Die Schweizer sind indes eine preissensible Klientel. Das bedeutet, dass sie schnell einmal reklamieren, wenn nicht alles perfekt ist.

Warum hat der «Zermatterhof» gerade jetzt diese begehrte Auszeichnung erhalten? «Das ist nicht einfach von gestern auf heute gekommen», antwortet Biner auf die Frage. «Wir haben in den letzten Jahren bereits begehrte Mitarbeiterpreise gewonnen.»

Sternekoch Heinz Rufibach wurde 2020 «Koch des Jahres». Es kam noch besser: Die Wirtschaftszeitschrift *Bilanz* wählte den Herrscher über das umfangreiche Weinangebot des «Zermatterhofs», Peter Zimmermann, 2020 zum «Sommelier des Jahres».

Biner hat das Hotel auch beharrlich auf die Zukunft getrimmt. Er verpasste dem «Zermatterhof» einen trendigeren, moderneren Stil. Sukzessive wurde dafür das Innenleben in den letzten Jahren aufgepeppt – weg vom nostalgischen, aber etwas konzeptlosen Ambiente vergangener Tage, hin zu mehr «alpiner Eleganz», wie es Biner einmal umschrieben hat.

Grosse Ungewissheit

Mit Ausnahme der historischen Aussenfassaden aus dem Jahre 1879 blieb fast kein Stein auf dem anderen. Insgesamt hat man in den letzten fünfzehn Jahren gegen 48 Millionen Franken investiert. Die Zimmer wurden vergrössert. Es gibt den Gourmet-Tempel «Prato Borni», die «Lusi Brasserie and Lounge» und die Käsestube «Saycheese!». Die Lobby strahlt Klasse und Grandezza aus.

Wirtschaftlich zahlte sich der Aufbruch aus. Das Hotel steuerte im Februar 2020 auf ein



„Äh... den Whiskey doch lieber ohne Eiswürfel, Herr Ober...“



Klasse und Grandezza: «Grand Hotel Zermatterhof».

Rekordjahr zu. Aber dann machten Gesundheitsminister Alain Berset und der Bundesrat im März die Skigebiete praktisch von einem Tag auf den anderen dicht.

Die ausländischen Gäste kehrten fluchtartig nach Hause zurück. «Anfang März hatten wir nur noch Schweizer Kunden», erinnert sich Direktor Biner. «Der Umsatz brach um 50 Prozent ein.»

Aber vor allem war da eine grosse Ungewissheit, was die Zukunft bringen würde. Im Sommer wurde Zermatt dann von Schweizer Touristen überrannt.

Der zweite Corona-Rückschlag kam im Dezember 2020. Der Walliser Staatsrat hatte der kantonalen Wirtschaft, also auch dem Tourismus, einen strengen Shutdown verordnet; die Fallzahlen sollten tief gehalten werden, um das Weihnachtsgeschäft der Skistationen nicht zu gefährden.

Doch just in dem Moment, als diese durchstarten wollten, verhängte der Bundesrat den zweiten Shutdown über das Land.

Biners, Julens, Perrens

Einer, der die Zahlen genau im Blick und im Griff hat, ist Burgerpräsident Andreas Biner, ein Vetter des Hoteldirektors. Der «Zermatterhof» ist im Besitz der Burgergemeinde – das ist die Vertretung der alteingesessenen

Familien, also der Biners, Julens, Perrens, Taugwalders, Welschens. Andreas Biner ist seit zwei Jahrzehnten ihr Oberhaupt, wenn man so will.

Das bescheidene Holzhaus, das direkt an den «Zermatterhof» grenzt, ist der Sitz der Eigentümerin, steht jedoch in keinem Verhältnis zur

Wenn die Burgergemeinde hustet, erkältet sich der Weltkurort Zermatt.

wirtschaftlichen Bedeutung der Burgerschaft von Zermatt. Der Burgerpräsident ist nämlich der CEO eines Konglomerates aus Skiliften, Restaurants, Hotels, Bahnunternehmen und dem «Zermatterhof» als Flaggschiff.

Oder anders gesagt: Wenn die Burgergemeinde hustet, erkältet sich der Weltkurort Zermatt, wie damals in den 1990er Jahren.

Die Skistation war zu schnell gewachsen, die Burgergemeinde hatte zu viel investiert und geriet in finanzielle Schieflage. «In der Folge gab es auch Überlegungen, den «Zermatterhof» an ausländische Investoren zu verkaufen», sagt Biner. Doch die Alteingesessenen wehrten sich für das Hotel, das ihre Vorfahren 1879 in Fronarbeit an zentraler Lage errichtet hatten.

Der einheimische Geistliche, Josef Ruden, ein Hotelpionier, predigte den Zermattenern den Bau der gediegenen Herberge auf der Kirchenwiese neben dem Gotteshaus. Dies sollte ihnen neue Verdienstmöglichkeiten eröffnen – und den Einfluss Auswärtiger auf die junge Zermatter Hotellerie zurückbinden. Seither verbindet die Zermatter Burger und ihr Fünfsternehotel ein kompliziertes Verhältnis.

Einerseits sind sie stolz auf ihr Hotel, von dem sie auch finanziell profitieren. Aber wenn der «Zermatterhof» zu sehr glänzt, kann das auch Futterneid im Ort auslösen, weil viele der alteingesessenen Familien selber Hotels haben und der «Zermatterhof» halt auch Konkurrenz ist.

Klasse trotz Krise

Burgerpräsident Biner tut aber alles, um das Verhältnis zwischen Burgern und Betrieben in der richtigen Balance zu halten. Das bedeutet manchmal auch Service public für den «Zermatterhof».

Die Hotelterrasse mit der einladenden Garten-Lounge wird zurzeit bewusst offengehalten, obwohl in Zermatt gerade nicht viel los ist. «Das sähe schlecht aus, wenn mitten im Zentrum alles geschlossen wäre», sagt Biner. Der «Zermatterhof» hat trotz Corona-Krise eben Klasse.

In den Fusstapfen des Giganten

Von Rush Limbaugh (1951–2021) habe ich gelernt, was Konservatismus ist. Nun übernehme ich – welche Ehre – das Mikrofon der amerikanischen Talk-Legende.

Buck Sexton

Der Einfluss, den Rush Limbaugh in den vergangenen dreissig Jahren auf den amerikanischen Konservatismus hatte, ist gewaltig. Jawohl, er war der grösste Radio-Talker seiner und gewiss auch anderer Generationen. Er stand ganz oben in der amerikanischen Radiowelt, und zugleich trug er sie auf seinen Schultern. Viele der grössten Namen unter den konservativen Radiojournalisten sagen ganz offen, dass sie von ihm geprägt wurden. Rush Limbaugh war aber noch viel mehr.

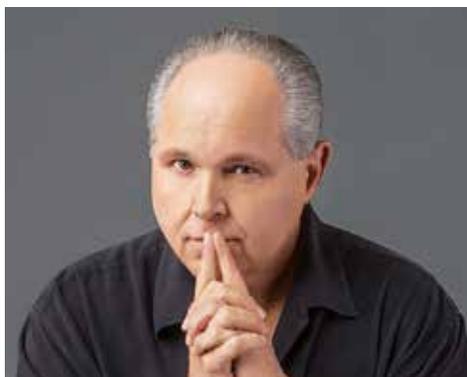
In einer Zeit, als es in den Medien nicht sehr viele Stimmen gab, die die republikanische Basis vertraten, war Rush Limbaugh allgegenwärtig. Sein Einfluss begann in den 1990ern die amerikanische Politik zu verändern. Nach Ansicht vieler Wahlbeobachter trug er mit seiner Radio-Talkshow wesentlich dazu bei, dass die Republikaner 1994 beide Häuser des Kongresses zurückeroberten. Und während prodemokratische Mainstream-Medien alles daran setzten, Präsident Clinton zu schützen, war Rush nicht bereit, klein beizugeben. Präsident Bushs hauchdünner Sieg 2000 wäre kaum möglich gewesen, wenn Rush Limbaugh nicht die Wähler mobilisiert hätte.

Ist das ein Telefonscherz?

Bevor Konservative ihre täglichen Informationen über Fox News oder aus dem Internet bezogen, war Rush Limbaugh auf mehr als 600 Radiostationen präsent gewesen. In seinen besten Zeiten erreichte er schätzungsweise zwanzig Millionen Hörer monatlich. Es gab einfach keine andere Stimme in Amerika, die eine solche Reichweite hatte – wohlgermerkt über Jahrzehnte.

Obwohl ihm Prahlerei und Selbstdarstellung keineswegs fremd waren, hat er es stets verstanden, seine Hörer anzusprechen. Ob Briefträger oder Unternehmenschef, jedem seiner Millionen Zuhörer konnte er das Gefühl vermitteln, er führe ein persönliches Gespräch mit ihm.

Rush Limbaugh, der vor drei Monaten verstarb, hinterlässt den konservativen Medien ein gigantisches Vermächtnis, das die Zukunft



Maha Rushie: Radio-Pionier Limbaugh (l.), Sexton.

seines geliebten Amerika auch künftig prägen wird. Er hat sich als erster Megastar der Rechten hochgearbeitet, aber er war auch ein Multiplikator. Sein Erfolg führte dazu, dass viele Konservative (Sean Hannity, Glenn Beck und zahllose andere) ihm nacheiferten und ebenfalls eine grosse Stammhörerschaft fanden.

Die Gelegenheit, drei Stunden zu Millionen von Limbaugh-Hörern zu sprechen, erschien mir absurd.

Eine ganze Generation rechter Podcaster wuchs heran, die (ebenso wie deren Eltern) Rush hörten und nun angetreten sind, seine Botschaft von Konstitutionalismus, schlankem Staat und Freiheit weiterzutragen. Wohl niemand hat mehr Menschen dazu gebracht, sich für konservative Politik zu interessieren, als Rush Limbaugh.

Nie werde ich den Moment vergessen, als ich 2014 zum ersten Mal eingeladen wurde, seine Sendung als Gastmoderator zu übernehmen. Zuerst dachte ich, es sei ein Telefonscherz. Dass ich, obwohl ich nur über wenige Jahre TV- und Radioerfahrung verfügte, die Gelegenheit bekommen sollte, drei Stunden vor dem goldenen EIB-Mikrofon zu sitzen und zu Millionen Limbaugh-Hörern zu sprechen – das erschien mir völlig absurd. Tatsächlich lief es so gut, dass ich noch öfter als Gastmoderator eingeladen wurde, und bis heute berichten mir viele Hörer,

dass ihnen mein Name seit jenem Auftritt vertraut ist. Offenbar deuteten sich spätere Entwicklungen da schon an.

Talkmaster und CIA-Mitarbeiter

Mit grosser Demut übernehme ich, gemeinsam mit einem Kollegen, die Radiosendung, die Limbaugh über Jahrzehnte steuerte. Vom 21. Juni an wird die «Clay Travis & Buck Sexton Show» auf Premiere Networks präsentiert, und zwar amerikaweit, von 12 bis 15 Uhr, in jener heissumwobenen Sendezeit, die Rush zu einem absoluten Machtzentrum ausbaute. Mein Kollege Clay Travis hat als Sportreporter angefangen. Ich selbst war zehn Jahre für konservative Medien tätig, darunter fünf als Moderator einer politischen Talk-Sendung, und ich habe als CIA-Mitarbeiter gedient. Gemeinsam werden wir also spannende Perspektiven in die Sendung einbringen und hoffentlich eine neue Hörergeneration gewinnen.

Ich werde nie vergessen, wie viel ich Rush Limbaugh verdanke – von ihm habe ich gelernt, was Konservatismus ist. Nun wurde mir die ehrenvollste Aufgabe übertragen, die es für einen Radiomacher in Amerika geben kann – die einflussreichste, wichtigste Sendung in der konservativen Medienwelt zu übernehmen. Mein Kollege und ich wollen alles dafür tun, dass Rush Limbaughs Hörer stolz sein können.

Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork

Deckname «Camila»

Die Tochter eines früheren Farc-Terroristen mischt in der Schweizer Politik mit. Als Mitglied des Genfer Stadtrats betreibt sie kolumbianische Innenpolitik.

Florian Schwab

Demnächst wird bei Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) ein Schreiben eintreffen. Absender: die Stadt Genf. Das dortige Parlament hat nämlich letzte Woche eine dringliche Resolution unter dem Titel «Unterstützung des Rechts auf Leben und der sozialen Gerechtigkeit für das kolumbianische Volk» verabschiedet. Darin verlangt das Stadtparlament, die Regierung möge dem Bundesrat die «Besorgnis der Stadt Genf über die humanitäre Situation in Kolumbien» mitteilen und «alle geeigneten Massnahmen treffen zur Unterstützung des kolumbianischen Volkes und der Menschenrechte». Die Schweiz solle sicherstellen, dass «Verbrechen im Zuge der Demonstrationen nicht straflos bleiben». Gemeint ist der Einsatz der Sicherheitskräfte gegen die gewalttätigen Kravalle des vergangenen Monats.

In ihrer Resolution verschweigen die Genfer Parlamentarier, dass manche Demonstranten versucht haben, Polizisten bei lebendigem Leib zu verbrennen. Für sie geht alles Böse von der Polizei aus, die sie als faschistischen Schlägertrupp karikieren. Man kann die politische Einseitigkeit des parlamentarischen Begehrens für skurril oder vermessen halten. Besonders wichtig ist es nicht.

Eine Art Aussenminister

Interessant ist hingegen die Urheberschaft der Resolution. Federführend daran beteiligt war nämlich Monica Granda Restrepo des linksalternativen Ensemble à Gauche. Sie ist, von der Öffentlichkeit unbemerkt, erst letzten Oktober ins Parlament nachgerückt.

Monica Granda ist die Tochter von Rodrigo Granda Escobar alias Ricardo Téllez, einem langjährigen Top-Terroristen der mittlerweile grösstenteils demobilisierten Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia (Farc). 2004 wurde er von kolumbianischen Spezialeinheiten auf venezolanischem Staatsgebiet festgenommen. Zwei Jahre später wurde er auf Ersuchen des französischen Präsidenten Nicolas

Sarkozy von Präsident Alvaro Uribe begnadigt, in der Hoffnung, damit die Freilassung der französischen Farc-Geisel Ingrid Betancourt zu erwirken. Vor und nach seiner Haft leitete Granda die sogenannte Internationale Kommission (Cominter) der Farc, fungierte also als eine Art Aussenminister und Kontaktstelle zu ideologisch verwandten Terrorgruppen, linksgerichteten Regierungen und Unterstützern



Exzellente Verbindungen: Terroristentochter Granda.

in der ganzen Welt. Auch half er der Organisation dabei, Gelder aus dem Drogenhandel zu waschen.

Grandas Tochter Monica, die Genfer Stadträtin, ist ebenfalls kein unbeschriebenes Blatt. Sie gehörte unter dem Decknamen «Camila» der Cominter der Farc an. Bekannt ist, dass sie für die Beziehungen der Farc zur Regierung von Rafael Correa in Ecuador zuständig war. Das zeigen E-Mails, welche die kolumbianische Armee in einem Farc-Camp sicherstellen konnte. Ebenfalls aktenkundig ist, dass Monica Granda Funktionen in Tarnfirmen ihres Vaters wahrnahm, über welche dieser Millionen verschob und Eigentum auf der ganzen Welt er-

warb. Nach dessen Festnahme flüchtete sie zunächst nach Venezuela und kam von dort unter der Etikette eines politischen Flüchtlings nach Genf. Hier traf sie auf eine gut organisierte Diaspora von exilierten Farc-Mitgliedern mit exzellenten Verbindungen in die Genfer Politik. Der Genfer Nationalrat Carlo Sommaruga (SP) tat sich immer wieder als grosser Fürsprecher der kolumbianischen Terrororganisation in der Schweiz hervor. Eine Zeitlang lebte Lucas Gualdrón, der Europa-Beauftragte der Farc, in der Romandie. In Zürich unterhielten Farc-Leute Wechselstuben und waren im Kokainhandel aktiv.

Alte Strategie

Monica Granda hat sich, so weit ersichtlich, in der Schweiz zurückgehalten. Erstmals öffentlich in Erscheinung trat sie kurz nachdem sie ins Land gekommen war. Im Jahr 2007 wohnte sie als «Tochter von Rodrigo Granda» einem Anlass einer «Arbeitsgruppe Simon Bolívar für die Gerechtigkeit und den Frieden in Kolumbien» bei. 2018 warnte sie anlässlich der Präsidentschaftswahlen in ihrem Herkunftsland davor, es gebe einen neuen Krieg, wenn sich der «ultra-rechte» Kandidat durchsetze. Gemeint war der heutige Präsident Iván Duque, der einen gemässigt-konservativen Kurs verfolgt.

Im Gründungsdokument der Cominter wird deren internationaler Modus Operandi ausbreitet. Es gehe darum, Kontakte zu knüpfen zu «Regierungsvertretern, Parlamentariern und NGO-Führern» zum Zweck der Unterstützung und politischen Anerkennung. Weiter gehe es um «das Management von Farc-Vermögen in anderen Ländern» und um die Entwicklung von «Instrumenten zur Informationsverbreitung wie etwa Websites, Magazine und Radiostationen». Die Farc sind seit dem Friedensvertrag von 2016 keine Terrororganisation mehr, sondern eine politische Partei. An ihrer Strategie, vom Ausland aus kolumbianische Innenpolitik zu betreiben, hat sich offenbar nichts geändert.

Biedermänner und Brandstifter

Wie und warum stellt der Mensch gefährliche Viren selber her?
Sollte man solche Experimente verbieten?

Günter Theissen

Die durch das neue Coronavirus Sars-CoV-2 ausgelöste Covid-19-Pandemie mit weltweit mittlerweile mehr als drei Millionen Toten hat das allgemeine Interesse an Viren massiv gesteigert. Dabei beginnt die Öffentlichkeit erst jetzt zu ahnen, in welchem Ausmass gefährliche Viren durch den Menschen selber hergestellt werden. Besonders die sogenannten Gain-of-function-Experimente sind dabei in den Fokus der Kritik gerückt. Man versteht darunter zumeist Versuche, Viren genetisch absichtlich so zu verändern, dass sie neuartige Eigenschaften erlangen. Von besonderem Interesse sind dabei solche Eigenschaften, die ein Virus für den Menschen gefährlicher machen, zum Beispiel weil es nach der Veränderung andere Zellen und Organe befällt oder ansteckender oder tödlicher ist.

Fehlende Nachweise

Ohne Zweifel werden viele Gain-of-function-Experimente mit löblicher Absicht durchgeführt. Je besser man ein Virus versteht, desto besser kann man es bekämpfen. Oft versucht man gemäss dem alten Ingenieursmotto: «Verstanden habe ich nur, was ich auch bauen kann», zunächst zu analysieren, welche Gene des viralen Genoms zu welchen biologischen Eigenschaften des Virus beitragen. Man formuliert Hypothesen und testet diese in Experimenten. So lassen sich etwa bessere Impfstrategien und Medikamente gegen das Virus entwickeln. Unter bestimmten Voraussetzungen kann man solche Kenntnisse aber auch verwenden, um ein Virus als biologische Waffe zu entwickeln. Man spricht dann euphemistisch gerne von Dual-Use-Forschung, auch wenn das militärische Interesse oftmals überwiegt.

Zumindest unter Fachleuten wurden Gain-of-function-Experimente erstmals intensiv diskutiert, als vor etwa zehn Jahren zwei Arbeitsgruppen von besorgniserregenden Versuchen mit dem Vogelgrippevirus H5N1 berichtet hatten. Dieses Virus kann ursprünglich nur vom Vogel auf den Menschen übertragen werden, aber nicht von einem Säugetier (wie dem Menschen) auf ein anderes Säugetier, was seine Gefährlichkeit stark einschränkt. Die Wissenschaftler fragten sich nun,



«Verstanden habe ich nur, was ich auch bauen kann.»

ob das Virus zumindest das Potenzial besitze, auch von Mensch zu Mensch übertragen werden zu können. Es gelang den beiden Arbeitsgruppen unabhängig voneinander und mit verschiedenen Methoden tatsächlich, Viren zu generieren, die von Säugetier zu Säugetier übertragen werden konnten. Damit wurde nachgewiesen, dass H5N1 das Potenzial besitzt, zu einem für den Menschen besonders gefährlichen Virus zu werden. Ironischerweise war es hier der Mensch selbst, der diese Virus-Bombe erst richtig scharf gemacht hat, und niemand kann sicher sein, dass so etwas auf natürlichem Wege jemals entstanden wäre.

Seit Ausbruch der Covid-19-Pandemie bemüht sich eine Anzahl von Wissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen wieder mehr, die Gefahren von Gain-of-function-Experimenten ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu bringen. Denn es gibt gute Hinweise darauf, dass Sars-CoV-2 tatsächlich durch Gain-of-function-Experimente entstanden ist und dann, vermutlich durch einen Laborunfall, freigesetzt wurde.

Dessen ungeachtet hat sich die Elite der etablierten Corona-Forscher seit Anbeginn der Pandemie darauf festgelegt, dass Sars-CoV-2 ein natürliches Virus sei, das von Fledermäusen direkt oder über einen Zwischenwirt auf den Menschen übergegangen sei. Obwohl für eine solche

natürliche Zoonose bislang die entscheidenden Nachweise fehlen, haben 27 der führenden Corona-Forscher bereits im Februar 2020 in einem Brief, der in der führenden Fachzeitschrift *The Lancet* erschienen ist, jede Hypothese, die eine unnatürliche Entstehung von Sars-CoV-2 postuliert, als «Verschwörungstheorie» diskreditiert.

Historisch beispielloser Akt

Die absolute Bevorzugung einer Hypothese ohne entscheidende Unterstützung durch relevante Daten und die Diskreditierung einer alternativen Hypothese als unwissenschaftlich, obwohl diese mindestens ebenso plausibel und auch mittels wissenschaftlicher Methoden zumindest potenziell überprüfbar ist, stellen einen historisch beispiellosen Akt wissenschaftlicher Voreingenommenheit dar. Mittlerweile ist bekannt, dass viele der Autoren des Briefes in *The Lancet* erhebliche Interessenkonflikte haben, weil sie mit dem Wuhan Institute of Virology, einem Institut, aus dem möglicherweise Sars-CoV-2 stammt, über viele Jahre intensiv zusammengearbeitet haben.

Während es auch mehr als anderthalb Jahre nach Ausbruch der Pandemie kaum eine neue Evidenz gibt, die eine natürliche Zoonose unterstützt, tauchen durch akribische molekularbio-

logische Analysen immer mehr Hinweise auf einen nicht natürlichen Ursprung von Sars-CoV-2 auf. Dazu gehören unter anderem Auffälligkeiten in den Genen von Sars-CoV-2.

Für die Frage nach der Entstehung von Sars-CoV-2 ist ein Gen von besonderem Interesse; es kodiert für das sogenannte Spike-Protein, das wie Stacheln auf der Virusoberfläche sitzt. Diese Spikes bestimmen die biomedizinischen Eigenschaften des Virus entscheidend mit, etwa welche Zellen, Organe und Wirtsorganismen vom Virus befallen werden, welche Krankheitssymptome verursacht werden und wie ansteckend und tödlich das Virus in den verschiedenen Wirten ist. Der Grund: Das Spike-Protein stellt den ersten Kontakt mit der Wirtszelle her, indem es an eine Andockstelle an deren Oberfläche, den sogenannten ACE2-Rezeptor, bindet.

Besonders effiziente Genetik

Dies tut es mit den unterschiedlichen Rezeptoren verschiedener Tiere und des Menschen unterschiedlich gut. Dabei passt das Spike-Protein von Sars-CoV-2 überraschend gut zum ACE2-Rezeptor des Menschen, nicht hingegen zu denen der Fledermäuse, aus denen das Virus angeblich stammt. Dies – und einige andere Besonderheiten des Spike-Proteins – wird in mehreren Veröffentlichungen als Hinweis auf eine gentechnische Manipulation von Sars-CoV-2 im Rahmen von Gain-of-function-Experimenten interpretiert, stellt aber keinen endgültigen Beweis dafür dar, dass das Gen tatsächlich durch Menschenhand manipuliert wurde.

So spannend die Frage nach der Entstehung von Sars-CoV-2 auch erscheinen mag – es gibt eine Frage, die von noch weitaus grösserer Bedeutung ist: Wie verhindern wir Sars-CoV-3 und Covid-26, das heisst: die nächste Coronavirus-Pandemie? Eine Antwort ist nicht nur von höchster Dringlichkeit. Sie ist auch schwieriger geworden, weil Gain-of-function-Experimente mit Viren durch moderne Methoden, die als «reverse Genetik» und «synthetische Biologie» bezeichnet werden, besonders effizient geworden sind.

So berichtete eine Gruppe mit vornehmlich Schweizer Wissenschaftlern im Juni 2020 im renommierten Wissenschaftsmagazin *Nature* stolz, dass sie Sars-CoV-2 binnen weniger Tage im Labor hätte nachbauen können. Dazu haben die Forscher überlappende Stücke doppelsträngiger DNA mittels öffentlich zugänglicher Sequenzinformationen synthetisch herstellen lassen und in Zellen von Backhefe eingeführt. Dort rekombinierten sie diese mit ein paar Tricks dann korrekt zur kompletten DNA-Sequenz des Virusgenoms, woraus sich dann in wenigen weiteren Schritten das eigentliche virale RNA-Genom und komplette Viren gewinnen liessen.

Diese atemberaubend rasche Rekonstruktion eines bereits bekannten Virus besitzt grosses Anwendungspotenzial in der medizinischen Forschung. So richtig brisant wird das Verfahren



aber, wenn man es für Gain-of-function-Experimente nutzt. Dies wird am Beispiel Sars-CoV-2 deutlich. Es dürfte nicht schwerfallen, Varianten zu entwickeln, die aus medizinischer Sicht wesentlich unangenehmere Eigenschaften haben als das ursprüngliche Virus.

Und im Gegensatz zur Herstellung einer Kernwaffe, die Tausende Mitarbeiter, Milliarden von Euro und viele Jahre an Zeit erfordert und somit kaum unerkannt möglich ist, dürften wenige Molekularbiologen in einem Hinterhoflabor, ein paar tausend Dollar und ein paar Monate Zeit ausreichen, um mittels Gain-of-function-Experimenten eine virale Terrorwaffe zu entwickeln.

Nutzen versus Risiken

Wer kann sagen, bei welchen Gain-of-function-Experimenten möglicher Erkenntnisgewinn und Nutzen die Risiken wirklich übersteigt? Wer kann es noch verantworten, derartige Viren herzustellen, solange es nicht absolut ausgeschlossen ist, dass diese jemals in die Umwelt gelangen können? Ist es technisch überhaupt möglich, eine solche Sicherheit herzustellen? Und wer schützt uns selbst bei perfekter technischer Sicherheit vor den

Fehlern übermüdeten Mitarbeiter und vor frustrierten Kollegen oder Erpressern, die absichtlich Designerviren freisetzen?

Die letztlich entscheidende Frage ist, wo genau die Grenze zwischen verantwortbarer (und damit förderungswürdiger) und unverantwortbarer (und daher zu unterbindender) Forschung liegt. Die Beantwortung dieser Frage dürfen wir keineswegs den Virologen alleine überlassen, sie bedarf vielmehr einer breiten Diskussion in einer gutinformierten Gesellschaft. Denn «Was alle angeht, können auch nur alle lösen», wie es in den «Physikern» bei Friedrich Dürrenmatt so treffend heisst mit Blick auf eine Erfindung, die das Potenzial hat, die Welt zu vernichten. Und mit «alle» ist hier unbedingt die gesamte Weltgesellschaft gemeint, weil neue Viren sich durch die rastlose interkontinentale Reisetätigkeit des Menschen auf unserem Planeten rasend schnell verbreiten.

Meines Erachtens sollten sowohl zivile als auch militärische Gain-of-function-Experimente mit besonders gefährlichen Viren, darunter Coronaviren, ähnlich wie Chemiewaffen weltweit geächtet werden. Moderne Molekularbiologie ist viel zu effizient geworden, als dass man ihr Potenzial mit derart gefährlichen Krankheitserregern ausreizen sollte, und alle Sicherheitsmassnahmen sind nicht hinreichend, um sich wirklich absolut darauf verlassen zu können.

Niemand wird, frei nach Dürrenmatt, von Virologen verlangen, sich ins Irrenhaus zu begeben. Aber nehmt ihnen endlich die Streichhölzer weg!

Günter Theissen ist Professor für Genetik an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Als Molekular- und Evolutionsbiologen lässt ihn seit Anbeginn der Pandemie die Frage nach der Entstehung des neuen Coronavirus nicht mehr los.

«Neugier und Freude altern nicht.»

Danilo Zweifel
Leiter Kundenbetreuung und Beratung Pensionskassengeschäft zum selbstbestimmten Leben

Warum in Amerika die Gewalt eskaliert

Seit den George-Floyd-Protesten steigt in den US-Städten die Kriminalität. Dass die Opfer meist Schwarze sind, scheint Präsident Biden und die Black-Lives-Matter-Bewegung nicht zu stören.

Urs Gehriger

Wenn es um Sicherheit geht, ist auf Demokraten kein Verlass. Unter Präsident Donald Trump war die Grenze zu Mexiko für illegale Immigration praktisch dicht. Seit Joe Bidens Amtsantritt steht sie offen wie ein Scheunentor. Demokratische Bürgermeister aus der Grenzregion rufen Washington um Hilfe. Doch Vizepräsidentin Kamala Harris, vom Präsidenten mit dem Grenzdossier betraut, hat sich seit achtzig Tagen nicht in der Krisenzone blicken lassen. Derweil richtet sie von Guatemala aus einen flehenden Appell an die Bevölkerung Lateinamerikas: «Kommt nicht. Kommt nicht.»

Harris' Rufe werden verhallen. Wer an der Landesgrenze keine Kontrolle ausübt, hat keine Glaubwürdigkeit. Wer keine Glaubwürdigkeit hat, wird nicht respektiert.

Demokratisch regierte Städte

Dasselbe Bild in den Grossstädten: Die Mordraten schießen durch die Decke. Im Jahr 2020 verzeichneten die USA den steilsten prozentualen Anstieg an Tötungsdelikten, seit Mordstatistiken geführt werden. Die Kurve steigt seit Jahresbeginn unvermindert an: In Portland nahm die Mordrate um 800 Prozent zu, in Los Angeles um 148 Prozent, in Minneapolis um 93 Prozent, in Atlanta um 52 Prozent, in Philadelphia um 38 Prozent, in New York City um 22 Prozent.

Die Verantwortung für die Krise tragen die Demokraten. Achtzehn von zwanzig Städten mit den höchsten Mordraten werden von demokratischen Bürgermeistern regiert. Auf die Frage, ob es in Amerikas Grossstädten ein Kriminalitätsproblem gebe, antwortete Präsidentensprecherin Jen Psaki: «Nun, ich würde sagen, dass es sicherlich ein Waffenproblem gibt, und das ist etwas, was der Präsident sagen würde.»

Die Gewaltexplosion lässt sich nicht mit Verweis auf Waffen kleinreden. Nicht nur Morde, auch Einbrüche, Überfälle, Vandalismus nehmen zu. In Minneapolis, wo George Floyd vor einem guten Jahr bei der Verhaftung gestorben ist, stieg die Zahl der Autodiebstähle seit Jahresbeginn um 222 Prozent.

Demokratische Politiker, sekundiert von den Massenmedien, führen die Kriminalitätszunahme auf die Pandemie und den Lockdown zurück. Eine abstruse Erklärung: In keinem anderen Industrieland folgte auf den Lockdown ein vergleichbarer Anstieg der Kriminalität.

«Die Gewaltwelle von 2020 begann erst nach den George-Floyd-Unruhen, mehr als zwei Monate nachdem Covid-19 die Wirtschaft verwüstet hatte», stellte die Polizeiexpertin Heather Mac Donald jüngst im *Wall Street Journal* fest. Die Ursache für die steigende Gewalt sei die Zurückbindung der Polizei, wie sie von Protestgruppen wie Black Lives Matter in oft gewalttätigen Protesten gefordert wird. «Defund the Police» lautet der populäre Schlachtruf. Unter dem Druck der Strasse knickten zwanzig US-Städte ein und kürzten die Budgets der Polizei.

Im Weltbild von progressiven Linken ist der Polizist nicht Freund, sondern Feind. Es sei ihr eine Ehre, sagte Chicagos Bürgermeisterin Lori Lightfoot, als ihr eine Polizeigewerkschaft jüngst das Misstrauen aussprach. Gegen die schwindelerregenden Mordraten in ihrer Stadt hat sie indessen kein Rezept. Seit Jahresbeginn ereigneten sich in Chicago 1200 Schiessereien – ein Anstieg um 25 Prozent.

Die Folgen der geknebelten Polizei tragen nicht die Rädelsführer der Demokraten. Von Nancy Pelosi, der Grande Dame der Demokraten, bis zu Alexandria Ocasio-Cortez, der marxistischen Agitatorin aus der Bronx, kann sich die Demokraten-Elite einen privaten Sicher-

Im Weltbild von progressiven Linken ist der Polizist nicht Freund, sondern Feind.

heitstrupp leisten. Es sind die Ärmsten in den unterprivilegierten Wohnvierteln, die unter schrumpfender Polizeipräsenz leiden.

Die Opfer der wachsenden Gewalt sind überproportional Schwarze. Verübt werden die Verbrechen an Schwarzen ebenso überdurchschnittlich oft von Schwarzen. In Minneapolis sind mindestens drei Viertel der Mordopfer schwarz, obwohl Schwarze weniger als ein Fünftel der Bevölkerung ausmachen.

«Systemisch rassistisch»

«Warum ist niemand wütend darüber, dass ein Zehnjähriger, mein Enkel, um sein Leben kämpft?», fragte Sharrie Jennings, als deren schwarzer Enkelsohn vor paar Wochen im Auto seiner Eltern von einer Kugel getroffen wurde. «Weil nicht ein Polizist ihn erschossen hat, ist das der Grund?»

Wenn es darum geht, die Polizisten von der Strasse zu fegen, marschieren die Truppen von Black Lives Matter an vorderster Front. Die Leben der Schwarzen, die als Folge des Polizeischwunds sterben, scheinen für sie nicht zu zählen.

Präsident Biden wird nicht müde, weissen Amerikanern einzureden, die von ihnen dominierte Gesellschaft sei «systemisch rassistisch». Doch wenn Schwarze Schwarze umbringen, schaut er reflexartig weg. Genauso die Massenmedien. Sie tun so, als ob das Morden eine den Schwarzen angeborene Eigenschaft sei, gegen die nichts auszurichten ist. Wenn das nicht eine «systemisch» ausgeprägte Form von Rassismus ist.



Ihr glücklichen Adligen, heiratet!

Die Schweizer Milliardärstochter Nina Flohr ist mit Philippos von Griechenland den Bund der Ehe eingegangen. Man kann den beiden nur gratulieren.

Hildegard Schwaninger

Geld und Adel – was für ein Super-Match! Besser geht es nicht. Die Adligen haben, wenn in ihrem Land die Monarchie abgeschafft wurde, ein trauriges Los. Sie werden davongejagt, mit Einreiseverbot bestraft, ihre Titel dürfen sie nicht mehr führen – fertig mit Prinz, Prinzessin und Durchlaucht –, und Geld haben sie auch keins.

In St. Moritz treffen sie sich im Winter im «Corviglia Club», einem der exklusivsten *Members only*-Klubs der Welt. Die exilierten Könige von Bulgarien, Rumänien, Griechenland, Italien, die Habsburger und Hohenzollern, schicksalsgeprüfte Existenzen: ehemalige Weltherrscher und deren Nachkommen, die sich gegenseitig wichtig finden.

Sie verdingen sich in Brotberufen, im Juwelen- oder Weinhandel, als Aushängeschilder in Kunstgalerien oder für Auktionshäuser. Die Wirtschaft schmückt sich gern mit ihren Namen. Denn die Aristokraten sind nicht ohne: Ihre Manieren sind exzellent, sie haben dank ihrer Erziehung eine gewisse Souveränität im Umgang mit der Welt, verstehen etwas vom guten Leben. Nur Geld haben sie meist keins. Grund: Sie wurden fürs Herrschen erzogen, nicht für den harten Kampf im Haifischbecken der Finanzwelt und der Wirtschaft.

So mussten die Habsburger, nach dem Untergang ihres Reiches, schwer unten durch. Otto von Habsburg ernährte seine Familie mit Honoraren für Vorträge und Bücherschreiben. Sein Sohn Karl von Habsburg hatte das Glück, eine reiche Schweizerin zu heiraten: die in Lausanne geborene Francesca von Thyssen-Bornemisza, Tochter von Heinrich von Thyssen, der einst die zweitgrösste Kunstsammlung der Welt (nach der Queen) besass. Karl und Francesca sind heute geschieden.

«Der mit den zerrissenen Jeans»

Die Könige von Griechenland sind auch so ein trauriger Fall. König Konstantin II. wurde 1967 durch einen Militärputsch entmachtet und 1973 aus dem Land gejagt. Er verlor Besitztümer und Titel. Die Prinzentitel dürfen seine Nachkommen dank ihrer Mutter behalten. Anne-Ma-



So viel blaues Blut, dass es für zwei reicht: Philippos mit Gattin Nina.

rie von Griechenland ist eine geborene Prinzessin von Dänemark. Die Dänen haben eine Monarchie, also gibt es den Titel nach wie vor. Ex-König Konstantin und Anne-Marie gingen ins Exil nach Rom, bauten sich – mit der Gründung einer griechischen Schule – ein neues Leben auf. 2002 erkämpfte Konstantin vor Gericht vom Staat eine Entschädigung in Millionenhöhe. Doch was sind schon Millionen, heute, wo man den Eindruck hat, dass es nur noch Milliardäre gibt?

Pavlos, der älteste Sohn der exilierten Griechenkönige, heiratete die milliardenschwere Marie-Chantal Miller, Tochter von Richard Warren Miller, der mit Flughafen-Duty-Free-Shops ein Vermögen machte und alle Töchter exzellent unter die Haube brachte (von Fürstenberg und von Getty).

Jetzt gibt es bei den Griechen wieder Familienzuwachs aus der Stratosphäre der Milliardäre. Der jüngste Sohn Philippos heiratete Nina Flohr, eine Schweizer Milliardärstochter. Ihr Vater ist Thomas Flohr, der 2018 mit einem 2,3-Milliarden-Vermögen auf der *Forbes*-Liste der Reichsten stand. 2019 fiel er von der Liste.

Flohr ist Gründer und Chairman der Privatflug-Chartergesellschaft Vista Jet, deren Flotte von über siebzig Flugzeugen rund um den Erdball unterwegs ist; ein Selfmademan, in Erlen-

bach am Zürichsee aufgewachsen, der Schweizer Vater war Lehrer, die Mutter Deutsche.

In St. Moritz besitzt Thomas Flohr eines der imposantesten Häuser am Suvretta: das «Ches' Aivla», rätoromanisch für «Adlernest». In St. Moritz fanden wir unter den Mitgliedern des «Corviglia Club» (Nina Flohr ist seit zwei Jahren Member) niemanden, der Thomas Flohr näher kennt. Nur vom Sehen, und jeder sagt dasselbe: «Der mit den zerrissenen Jeans.»

Flohrs Freunde sind Francesca und Remo Ruffini, Besitzer der Modefirma Moncler (machen die Uniformen für die Vista-Jet-Crew). Auf Instagram kann man das bewegte Leben von Nina und Thomas Flohr, oft mit ihren Schokolade-Labradorhunden Mars, Pluto und Gustavo, bewundern – und an den abenteuerlichsten Orten, wo man dank Vista Jet unkompliziert hinfliegen kann. Instagram, die beste Werbe-Plattform für die private Fluggesellschaft.

Geheimtipp der Happy Few

In Mosambik hat Nina Flohr ein Hotel, das «Kisawa Sanctuary», eröffnet. Auf der Insel Benguerra, wo es wirklich sehr, sehr teuer ist. Der günstigste Bungalow im Kisawa kostet pro Nacht 5000 Euro, der teuerste 15 000 Euro. Benguerra gilt als Geheimtipp der Happy Few – man ist wirklich unter sich.

Nina Flohr ist für den Lifestyle bei Vista Jet zuständig. Ihre Eltern sind geschieden. Mutter Katharina Konecny Flohr ist in der (damaligen) Tschechoslowakei geboren, lebte lange in Moskau, war Managerin bei Fabergé, Gründerin der *Russian Vogue*. Eine exquisite Schönheit, auf Instagram kaum aktiv.

In der Hocharistokratie sind ja alle irgendwie miteinander verwandt. Zwei der Paten von Prinz Philippos sind die verstorbene Prinzessin Diana (ihr Schwiegervater, Prinz Philip, stammte wie die griechische Königsfamilie aus dem Hause Glücksburg) und Juan Carlos, der Ex-König von Spanien, dessen Frau Sophia Philippos Tante ist (Schwester von Ex-Königin Anne-Marie). Kurz und gut: Philippos von Griechenland und Dänemark, Nina Flohrs Ehemann, hat so viel blaues Blut, dass es reicht für zwei.

Aufbruch an der Heimatfront

Eigentlich zählt der Schwyzer Regierungsrat Kaspar Michel zu Petra Gössis engsten Verbündeten. Doch im Kampf um das CO₂-Gesetz greift der Finanzpolitiker die Parteichefin nun frontal an.

Marcel Odermatt

Stimmt das Volk am Sonntag dem CO₂-Gesetz zu, hat Petra Gössi dem rot-grünen Lager zu einem wichtigen Triumph verholfen. Vielleicht wird die FDP-Präsidentin mit SP-Umweltministerin Simonetta Sommaruga, den Chef-Genossen Mattea Meyer und Cédric Wermuth und dem Grünen-Präsidenten Balthasar Glättli sogar um die Wette lachen.

Doch ihrer Partei leistete die Schwyzer Nationalrätin einen Bärendienst. Einerseits verweigern grosse Teile der eigenen Wählerschaft gemäss Umfragen ihrer Chefin die Gefolgschaft. Und das, obwohl die Parlamentarierin in den letzten Wochen nicht müde wurde, das Klimadekret als «freisinnig geprägte Vorlage» zu verkaufen.

Trotz diesen Beteuerungen nahmen Kritik und Unzufriedenheit über Gössis doktrinaire Unterstützung des Gesetzes zu. Einzelne kantonale Sektionen wie der Aargau empfehlen ein Nein, der Zürcher Stadtrat Filippo Leutenegger getraute sich plötzlich aus der Deckung und wirbt mit «Teuer, nutzlos, bürokratisch» gegen das Gesetz. Und zum Schluss verweigert ausgerechnet auch noch ein langjähriger politischer Weggefährte und Parteikollege aus Gössis Heimatkanton Schwyz ihr die Gefolgschaft.

«Finanzpolitischer Unfug»

Kaspar Michel trat Anfang Juni dem Schwyzer Wirtschaftskomitee «Nein zum CO₂-Gesetz» bei. Mit anderen Gegnern kämpft der freisinnige Finanzdirektor mit Inseraten für eine Ablehnung. Was eigentlich unüblich ist. In der Regierung des Zentralschweizer Kantons gilt nämlich die ungeschriebene Vereinbarung, dass sich ihre Mitglieder zurückhalten, wenn es um das Mitmachen bei politischen Unterstützungsplattformen geht. Was belegt, wie ernst es Michel ist, um kurz vor dem Urnengang gegen den Vorschlag anzutreten.

Dass der Fünfzigjährige mit seinem Vorgehen ausgerechnet in Fundamentalopposition zu seiner Parteipräsidentin geht und mithilft, ihr Prestigeprojekt auf der Zielgeraden zu gefährden, spricht Bände. Die beiden verbindet eine langjährige Freundschaft.



«Falsch eingespurt»: FDP-Präsidentin Gössi, Schwyzer Parteikollege Michel.

Als er 2010 den Sprung in die Exekutive schaffte, leitete sie die Fraktion im Kantonsrat, später arbeiteten sie eng und bestens zusammen, sie als Leiterin der FDP Schwyz, er als Mitglied des obersten Führungsgremiums. Wie alle anderen FDP-Exponenten profitierte auch Michel vom frischen Wind und von der positiven Stimmung, die die Wahl Gössis an die Spitze der Partei vor fünf Jahren im Kanton Schwyz auslöste.

Warum also der Angriff in letzter Minute, so kurz vor der Ziellinie? Der Historiker und Staatswissenschaftler zögert beim Treffen zum

Kaffee in Schwyz keine Sekunde mit einer Antwort: «Das Gesetz ist kein liberales Gesetz, es bedeutet einen finanzpolitischen Unfug.»

Grund sei der milliardenschwere Klimafonds. Mit Preiserhöhungen auf Benzin, Heizöl und der Flugticketabgabe soll er geäufnet werden. «Wie dieses Geld am Schluss verwendet wird – wer davon profitiert und wer nicht –, entscheidet die Verwaltung. Es wird der parlamentarischen Kontrolle weitgehend entzogen», sagt Michel.

Solche Sonderfinanzierungen seien falsch und aus ordnungspolitischen Gründen unbedingt

abzulehnen. Es sei absolut unverständlich, dass Parteien eine Vorlage befürworteten, die ihre demokratischen Mitsprachemöglichkeiten limitiere, und diese einfach an den Beamtenapparat übertragen.

Was ihn ebenfalls stört: Die Staatsquote würde bei einer Zustimmung erhöht, das Gesetz käme einer faktischen Steuererhöhung gleich. «Das ist im aktuellen Umfeld das völlig falsche Signal.» Das sagt der Säckelmeister eines Kantons, der im letzten Jahr mit 205 Millionen Franken so viel wie noch nie in den nationalen Finanzausgleich zahlte und pro Kopf hinter Zug am zweitmeisten Geld für den Topf beisteuerte, um schwächeren Gebieten zu helfen.

Während auf Bundesebene Mitte-links zusammen mit dem Freisinn die Bürger mehr belasten will, denkt die Schwyzer Regierung über eine Steuerfussreduktion nach. Der Überschuss in der Staatsrechnung von fast hundert Millionen Franken macht solche Pläne möglich. «Wir gehen sorgfältig mit unseren Mitteln um.» Wenn der Bund mit solchen Vorlagen die Bürger noch stärker belastet, sei das für seinen Kanton «mehr als ärgerlich».

Sparsamer Umgang mit Geld der Bürger

Dieser Vorwurf kommt nicht von ungefähr. In der Zentralschweiz geht man mit Steuergeldern sparsamer um als anderswo. Die Exekutive geht dabei selber mit gutem Beispiel voran. Ein Schwyzer Regierungsrat verdient mit – per Gesetz festgelegten – 177 000 Franken jährlich gut die Hälfte seines Walliser Staatsratskollegen. Sogar die Parkplätze in der Garage im Kantonshauptort werden den Magistraten separat vom Salär abgezogen. Die Schwyzer Staatskarosse, kein Mercedes, BMW oder Tesla, sondern ein Occasionsfahrzeug der Marke Volvo, bleibt praktisch ungebraucht. Sie kommt fast nur für Gäste zum Einsatz.

Persönliche Mitarbeiter, departementale Kommunikationsberater oder überhaupt grosse Stäbe kennen die Schwyzer nicht. Und Regierungsräte machen hier oft noch konkrete Sachbearbeitung in ihren Bereichen. Auch das traditionelle gemeinsame Mittagessen nach den Regierungsratssitzungen wird selber berappt. Man bleibt bescheiden. Dabei hat der sparsame Umgang mit dem Geld der Bürger eine lange Tradition im Urkanton. Kaspar Michel, der vor seiner Wahl als Staatsarchivar amtierte, sagt: «Bis weit in die 1960er Jahre hinein arbeiteten die Regierungsräte von zu Hause aus. Ein Regierungsgebäude galt sowieso lange Zeit als unnötig und teuer.» Als Mitte der 1920er Jahre die Exekutive ein Gebäude für sich und die Verwaltung bauen wollte, gab es grosse Widerstände. «Die Bevölkerung wehrte sich mit allen Mitteln. Es gab sogar Handgreiflichkeiten», erzählt Michel.

Kein Wunder, schauen viele Schwyzer mit Argusaugen nach Bern, wenn neue Gesetze be-



schlossen werden, die die Bürger zusätzlich belasten. Für den Säckelmeister ist die FDP bei Öko-Themen «falsch eingespurt». «Ich bin nicht gegen Klimaschutz. Die FDP muss hier aber ihre eigenen Ideen einbringen. Es reicht nicht, einfach ein grünes Mäntelchen anzulegen», sagt Michel. Alle Massnahmen müssten marktwirtschaftlichen Kriterien entsprechen und nicht dirigistischen, vom Staat verordneten. «Sonst sind sie wie im vorliegenden Fall von einer wirtschaftsfreundlichen Partei wie der FDP abzulehnen.»

Für den Oberst im Militärstrategischen Stab des Chefs der Armee steht das Gesetz stellvertretend für den momentanen Zeitgeist und den Linksrutsch der bürgerlichen Gruppierungen. «Mir ist klar, dass ich schon immer dem rechten Flügel meiner Partei angehört habe. Klar ist aber auch, dass eine solche Vorlage noch vor kurzer Zeit in der FDP keine Zustimmung gefunden hätte.» Der Politiker aus Rickenbach, der bei Umfragen zur Beliebtheit regelmässig oben auf schwingt, sieht es deshalb als seine Pflicht, auf die Gefahren der Vorlage hinzuweisen.

Vehement in Abrede stellt Michel die Gerüchte und Mutmassungen, dass hinter seinem Engagement gegen das CO₂-Gesetz Kalkül stecke. Obwohl er bei den Wahlen 2019 als aussichtsreicher Kandidat galt, schaffte er den anvisierten Sprung in den Ständerat nicht. Die Schwyzer entschieden sich für Othmar Reichmuth von der Mitte, der die offene Unterstützung der SP hatte. Böse Zungen erzählen nun, dass der Regierungsrat auch in Opposition zur FDP geht, um sich für die nächsten Wahlen 2023 in Position zu bringen.

Klar ist, dass die SVP-Anhänger seine Ablehnung positiv notieren werden. In ihren Krei-

sen schadet das seiner Popularität sicher nicht. In zweieinhalb Jahren dürfte Alex Kuprecht – nach zwanzig Jahren im Stöckli – seinen Rücktritt bekanntgeben. Wenn Michel diesen Sitz holen würde, stünde die Rechtspartei ohne Vertreter da, nachdem sie bis 2019 beide Mandate beanspruchte. Michel winkt ab: «Es wäre falsch, wenn die SVP mit einem kantonalen Stimmenanteil von einem Drittel ausgerechnet im Kanton Schwyz keinen Ständerat mehr hätte.» Das würde die Bevölkerung kaum verstehen.

Lächeln mit den Linken

Unabhängig vom Ausgang am Sonntag: Viel zu gewinnen gibt es für Petra Gössi nicht. Zu viel parteiinternes Geschirr ist zerschlagen, zu viele Parteischwergewichte erteilten ihr eine Absage, und zu viele Leute im bürgerlichen Lager verstehen die Position ihrer Leiterin in dieser Frage nicht. Das Verrückte daran ist, dass sich weder Kaspar Michel, Filippo Leutenegger noch die anderen Kritiker des CO₂-Gesetzes fragen lassen müssen, warum sie auf der Gegenseite von Petra Gössi stehen.

Sie haben ihre Positionen gehalten, ihre Präsidentin hat in den letzten Jahren links abgebogen. Als sie im April 2016 ihren Job als Präsidentin startete, freute sich sogar die SVP. Damals galt sie als rechts und unterstützte viele Anliegen der Rechtspartei. Bei der Ausschaffungsinitiative wollte sie wie die Exponenten der SVP einen Automatismus beim Rauswurf krimineller Ausländer. Bei der sogenannten Milchkuh-Initiative war sie sogar im Initiativkomitee. Das Begehren der Autolobby verlangte, dass Einnahmen aus dem Individualverkehr nur noch für die Strasseninfrastruktur verwendet werden.

Heute lächelt sie mit den Linken um die Wette. Fragt sich, wie lange noch.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Bettelbrief von ganz oben

Pietro Supino lobbyiert bei den Parlamentariern für ein Ja zum Medienförderungspaket. Hat der schwerreiche Chef der hochprofitablen TX Group wirklich noch mehr Steuergeld nötig?

Philipp Gut

Die Nachricht ging an sämtliche National- und Ständeräte. Und sie kommt vom obersten Chef. Der Absender heisst Pietro Supino, seines Zeichens Präsident des Verlegerverbands Schweizer Medien und darüber hinaus Verwaltungsratspräsident sowie Executive Chairman der TX Group (vormals Tamedia).

In der E-Mail vom 28. Mai schreibt Supino: «Im Hinblick auf die vermutlich mehrfache Beratung des «Massnahmenpakets zugunsten der Medien» in der Sommersession möchte der Verlegerverband Schweizer Medien festhalten, dass die Branche hinter der aktuellen Fassung des Nationalrates steht.» Es handle sich aus Verlegersicht um einen guten Kompromiss, welcher die unterschiedlichen Bedürfnisse aufnehme und eine effiziente sowie effektive Unterstützung für die Medienunternehmen verspreche.

Fette Gewinne in Corona-Zeiten

Weiter schreibt Supino: «Wir sind der Überzeugung, dass das Paket nach eingehender Beratung reif ist für die Verabschiedung und danach hoffentlich zeitnah umgesetzt werden kann. Angesichts des durch die Krise be-

schleunigten Strukturwandels ist das Geschäft und damit eine Verabschiedung des Pakets während dieser Session dringlich. Wir möchten daher beide Räte bitten, im Juni die Differenzen zu bereinigen.»

Der oberste Schweizer Verleger bittet also die Bundesparlamentarier darum, die Massnahmen zugunsten der Medien unbedingt bereits in der laufenden Junisession zu verabschieden. Und «Massnahmen», das heisst in diesem Fall: Geld. Viel Geld.

Die Zahlen: Neben der bereits mit Zwangsgebühren in Höhe von 1,3 Milliarden Franken subventionierten SRG will der Bund nun auch die privaten Medien stärker subventionieren. Neu sollen sie Jahr für Jahr rund 180 Millionen Franken bekommen. Mit den schon heute bestehenden Subventionen an private Radio- und TV-Stationen sowie der vergünstigten Mehrwertsteuer bekommen die privaten Verlage so neu Jahr für Jahr sogar rund 400 Millionen Franken vom Bund geschenkt. Das geht schnell in die Milliarden. Im Parlament ist die Rede von einer Laufzeit von fünf oder zehn Jahren.

Ob allerdings ausgerechnet Pietro Supino ein glaubwürdiger Bettler um Steuergelder ist, blei-

be dahingestellt. Die TX Group ist einer der rentabelsten Mediengrosskonzerne des Landes. Das spiegelt sich zum Beispiel in den Millionenschädigungen, die der Konzern allein für seinen VR-Präsidenten ausbezahlt. Laut den Geschäftsberichten der TX Group waren es in den letzten Jahren regelmässig über 1,6 Millionen Franken.

Nicht zu reden von den Millionen-Dividenden, die Supino und die anderen Mitglieder der Familie Coninx sich seit Jahrzehnten auszahlen lassen und die sie zu einer der reichsten Verlegerdynastien der Schweiz machen.

Fakt ist auch: Die grossen Schweizer Medienkonzerne – darunter Supinos TX Group – schreiben selbst in Corona-Zeiten fette Gewinne. *Weltwoche*-Medienkolumnist Kurt Zimmermann bezifferte sie auf 275 Millionen Franken im Jahr 2020. Ein anderer grosser Player auf dem Schweizer Medienmarkt, die CH Media der Verlegerfamilie Wanner, zahlte sogar einen Teil der Corona-Subventionen an den Bund zurück. Der Grund ist einfach: Der Konzern hat die Subventionen schlicht nicht nötig. Ebenso wenig wie Ringier, die NZZ und die anderen Grossen.

Staatskasse im Visier

Das gilt natürlich auch für die TX Group. Im Geschäftsbericht 2020 spricht Pietro Supino denn auch von «guten Aussichten» für die nähere Zukunft. Ob er dabei auch bereits die Staatskasse im Visier hatte, ist nicht bekannt.

PS: Damit wir uns recht verstehen: Es ist grossartig, wenn Medienunternehmen erfolgreich sind. Sie dürfen ihren Chefs natürlich auch so hohe Entschädigungen zahlen, wie sie wollen. Nur sollten die reichen Verleger dann nicht die hohle Hand machen und um Steuergelder betteln. Das ist unverschämt. Es geht nicht an, dass die Steuerzahler herangezogen werden, damit börsenkotierte Grosskonzerne wie die TX Group ihre Dividenden in die Höhe schrauben können.



«Gute Aussichten»: Verleger Supino.

Philipp Gut ist Inhaber der Gut Communications GmbH, Verleger der *Umwelt Zeitung* und ehemaliger stellvertretender Chefredaktor der *Weltwoche*. Er berät die Freunde der Verfassung, die das Referendum gegen das Covid-Gesetz zustande gebracht haben.

Sex in der Eiszeit

Neue Funde in einer Höhle in Spanien zeigen: Schon bei den Neandertalern gab es Migrationswellen. Dabei kam es auch zu «Mischehen» über die Regionen hinweg.

Pierre Heumann

Als Viviane Slon vor drei Jahren die sterblichen Überreste eines Mädchens aus einer sibirischen Höhle analysierte, das vor 90 000 Jahren gelebt hatte, revolutionierte sie das Verständnis des menschlichen Ursprungs fundamental. Mit modernen Gen-Analysen konnte sie erstmals ein Kind identifizieren, dessen Eltern aus unterschiedlichen Gegenden stammten und nicht denselben menschlichen Gruppen angehörten. Damit hatte Slon den Nachweis erbracht, dass das Leben von Urmenschen nicht auf eine geografische Region begrenzt war.

Jetzt haben Paläontologen einen weiteren Beweis für Migrationsbewegungen im Eiszeitalter gefunden: in der nordspanischen Estatuas-Höhle und in der sibirischen Tschagyrskaya- und Denisova-Höhle. Die DNA-Sequenzen, die sie dort gewannen, entnahmen sie nicht den Knochen eines Neandertalers, sondern einer Mischung aus dem Staub und Dreck, die in den Höhlen am Boden lag und aus jener Epoche stammte. Mit Hilfe neuer Methoden konnten die Forscher das gesamte Erbgut herausfiltern, also auch die Zellkern-DNA. Damit ist neben der mütterlichen nicht nur die väterliche Seite des Erbguts bekannt, sondern auch dasjenige der Grosseltern und Urgrosseltern. Anhand dieser Informationen lässt sich über mehrere Generationen hinweg ein Stammbaum erstellen, der Rückschlüsse über den geografischen Hintergrund der Vorfahren ermöglicht.

Paläontologie-Girl Denny

Die Analyse des prähistorischen Höhlenstaubs ermöglicht neue Erkenntnisse über die Menschheitsgeschichte, sagt Slon, die an der Universität Tel Aviv evolutionäre Genetik untersucht, im Gespräch mit der *Weltwoche*. Aufgrund ihrer Forschung, die sie mit dem schwedischen Genetiker Svante Pääbo am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie begonnen hatte, bezeichnete das Magazin *Nature* vor drei Jahren die damals 33-jährige Paläontologin als eine der



Aha-Erlebnis: Denisova-Frau (Rekonstruktion).

zehn Persönlichkeiten, die die Wissenschaft geprägt haben.

Anfänglich hatte die gebürtige Französin gedacht, dass ihr bei der DNA-Analyse ein Fehler unterlaufen sei. Anders konnte sie sich nämlich nicht erklären, weshalb das Erbgut von ein und demselben Knochen von zwei unterschiedlichen menschlichen Gruppen stammte. Die eine Hälfte des Genoms war einem Neandertaler zuzuordnen, die andere Hälfte

Die grossflächige Wanderung könnte durch den Klimawandel ausgelöst worden sein.

einem Denisova-Menschen, einer Population, die mit den Neandertalern zwar eng verwandt ist, aber aus einem anderen Genmaterial besteht. Während mehrerer Tage erzählte sie ihren Kollegen nichts von ihrer Beobachtung, die sie sich wissenschaftlich nicht erklären konnte. Doch dann hatte sie ihr Aha-Erlebnis. Dieses Paläontologie-Girl, dessen Alter sie auf dreizehn Jahre schätzte und dem Forscher den Kosenamen Denny gaben, war die Tochter

einer Neandertalerin und eines männlichen Denisova-Menschen, der vor rund 90 000 Jahren in Sibirien lebte.

Ermöglicht wurde die Erkenntnis der Migration durch eine neue Technik, Erbgutsequenzen aus dem Zellkern zu untersuchen. Schriftliches Material sei aus der Urzeit ja nicht verfügbar, so Slon. Stattdessen untersuche sie Sedimente aus Höhlen – Sand, Felsen, Erdproben und organisches Material. «Die Leute», sagt sie, «mussten natürlich ab und zu ihre Notdurft verrichten – und das hinterlässt Rückstände.»

«Kopulative» Konsequenzen

Die Höhle im sibirischen Denisova war ein Treffpunkt für Migranten. Für Urmenschen aus dem Westen Europas war sie der äusserste Punkt am östlichen Rand, der für sie erreichbar war. Gleichzeitig lag die Höhle an der westlichsten Grenze, welche die Denisova-Menschen erreichten. Gelegentlich trafen sie wohl gleichzeitig in der sibirischen Höhle ein – mit «kopulativen» Konsequenzen. Die Distanz, die die prähistorischen Menschen zwischen Sibirien und Westeuropa dafür allein oder in Gruppen zwischen Sibirien und Westeuropa zurücklegen mussten, war enorm. Sie entspricht einem Fussmarsch von New York nach Los Angeles.

Genforscher erhoffen sich jetzt weitere Erkenntnisse aus dem prähistorischen Höhlenstaub. Berücksichtigt man in der DNA-Analyse auch Erbgut von Pflanzen und Tieren aus der Urzeit, könnten sich neue Informationen über den Zusammenhang von Menschen und Umwelt ergeben, meint Slon.

Warum es bei den Neandertalern in der prähistorischen Epoche, zwischen 400 000 und 40 000 vor Christus, zu Migrationsbewegungen kam, ist allerdings noch ein Rätsel. Vielleicht nahmen sie die Strapazen auf sich, um nach neuen Nahrungsmitteln zu suchen, vielleicht waren es soziale Motive, die sie in die Ferne trieben. Die grossflächige Wanderung könnte indes auch durch den Klimawandel ausgelöst worden sein: eine Flucht vor dem Eis, das sich damals in Europa ausbreitete.

Sozialistische Renaissance am Pazifik

Nach Jahrzehnten der Bonanza stehen Chile, Peru und Kolumbien vor dem Systemwechsel. Wie konnte es dazu kommen?

Alex Baur

Die 25 Millionen Peruaner, die am letzten Wochenende an die Urnen gerufen wurden, hatten für einmal eine echte Auswahl. Der Stichentscheid um die Präsidentschaft wurde unter zwei Kandidaten ausgefochten, die sich politisch-ideologisch klar verorten lassen: Die rechtskonservative Boston-University-Absolventin Keiko Fujimori steht für die Fortsetzung des wirtschaftsliberalen Kurses, den ihr Vater Alberto Fujimori vor dreissig Jahren eingeleitet hat; ihr Gegenpart, der orthodoxe Marxist und ehemalige Dorfschullehrer Pedro Castillo, plädiert für einen radikalen Systemwandel – zurück zur Staatswirtschaft, welche die peruanische Politik in den 1970er und 1980er Jahren geprägt hatte.

Allein schon die Aussicht auf eine sozialistische Renaissance liess die Landeswährung Sol nach drei Jahrzehnten erstaunlicher Stabilität einbrechen. Investitionen im privaten Sektor liegen seit Monaten auf Eis, was nicht allein der ruinösen Corona-Politik der Übergangsregierungen Vizcarra und Sagasti geschuldet ist. Bei Castillos Wahl ist bestenfalls mit einem Regime nach dem Muster des Bolivianers Evo Morales zu rechnen, als Worst Case droht ein zweites Venezuela am Pazifik.

Stadt gegen Land

Wer immer die Wahl gewinnt, es wird ein Zittersieg sein. Bei Redaktionsschluss, nach der Auszählung von über 96 Prozent der Stimmen, hatte Pedro Castillo die Nase leicht vorn. Es fehlten allerdings noch Stimmen von Expats, die Fujimori grossmehrheitlich favorisieren. In Peru selber ergibt sich ein klares Bild: In der Metropole Lima und im Norden gewann Fujimori überall deutlich, notabene auch in den Elendsvierteln; doch in den ländlichen Anden machte Castillo zum Teil über 90 Prozent der Stimmen. Es war also kein Kampf zwischen Arm und Reich, sondern zwischen den eher progressiven Städtern und der eher konservativen Landbevölkerung.

Die marxistische Renaissance mag erstaunen. Das liberale Wirtschaftsmodell hat Peru in den letzten drei Jahrzehnten ein Wachstum be-

schert, von dem vor allem auch die unteren sozialen Schichten profitiert haben. Die Zahlen könnten fast euphorisch stimmen: Die extreme Armut sank von über 50 auf knapp 20 Prozent der Bevölkerung, die Lebenserwartung stieg bei sinkender Kindersterblichkeit dramatisch, während sich das durchschnittliche Einkommen verdoppelte; der Analphabetismus wurde praktisch ausgerottet, die Fertilitätsrate hat mit zwei Kindern pro Frau fast europäische

Das liberale Wirtschaftsmodell hat Peru ein Wachstum beschert, von dem die unteren Schichten profitiert haben.

Verhältnisse erreicht; die Inflation ist schon lange kein Thema mehr, die Staatsverschuldung liegt selbst nach dem Corona-Desaster tiefer als in den meisten Euro-Ländern.

Peru steht mit diesem Erfolg nicht allein da. Auch die Nachbarstaaten Chile und Kolumbien konnten im gleichen Zeitraum mit einer liberalisierten Wirtschaft ähnliche Erfolgswerte ausweisen. Die «Pazifik-Allianz», ein loser Bund

der drei Anden-Länder und Mexikos, grenzte sich damit von Argentinien, Brasilien und Venezuela am Atlantik ab. Die grössten Fortschritte erzielte Chile, dessen jährliches Bruttoinlandsprodukt pro Kopf (24.000 Dollar) in etwa dem von Griechenland oder Portugal entspricht. Es ist kein Zufall, dass Chile mit den Covid-19-Impfungen als einziges Land in der südlichen Hemisphäre an der Weltspitze mitmischte und sogar noch schneller vorankam als die USA.

Trotzdem steht sowohl in Chile wie auch in Kolumbien das liberale System auf der Kippe. Das mag mit den Corona-Lockdowns zu tun haben, die in den meisten südamerikanischen Ländern noch radikaler angeordnet wurden als in Europa. Entsprechend verheerend waren die wirtschaftlichen und sozialen Kollateralschäden. Doch die sozialen Unruhen in Chile begannen bereits 2019, also noch vor Corona. Den Anlass für die Strassenschlachten lieferten Preiserhöhungen bei der Metro in der Hauptstadt Santiago de Chile, in Kolumbien war es eine Steuerreform.

Wahrzeichen der Moderne

Der Kern der Unruhe liegt viel tiefer. Seit Jahren laufen Gewerkschaften und linke Gruppierungen Sturm gegen die liberale Wirtschaftsordnung. In Chile gab die Regierung dem Druck der Strasse nach und berief eine verfassungsgebende Versammlung ein. Was auf den ersten Blick demokratisch anmuten mag – die aktuelle chilenische Verfassung wurde 1980 unter dem Pinochet-Regime verfasst –, zielt auf einen radikalen Systemwechsel hin.

Bei der verfassungsgebenden Versammlung in Chile führen nicht etwa die politischen Parteien Regie, sondern die sogenannte Zivilgesellschaft. Gemeint sind damit nach Genderquoten selektionierte ausserparlamentarische Aktivisten, NGO-Vertreter und Repräsentanten ethnischer Minderheiten mit oft nebulöser demokratischer Legitimation. Alles Mögliche soll per Verfassung geregelt werden, vom Klimaschutz über Gender und Rasse bis zum bedingungslosen Grundeinkommen. Doch im Kern geht es um die liberale Wirtschaftsordnung.





«Keine Armen mehr in einem reichen Land!»: Präsidentschaftskandidat Pedro Castillo.

Es sind die alten kollektivistischen linken Anliegen, die in Südamerika noch nie sozialdemokratisch waren, sondern stets marxistisch. Und sie werden notfalls auch mit Gewalt durchgesetzt. Nach dem schmachvollen Scheitern der sozialistischen Experimente in den 1970er und 1980er Jahren wittern die alten Klassenkämpfer nun wieder Morgenluft. Einmal mehr spielt Chile dabei eine führende Rolle.

Kolumbien, Peru und Chile sind ethnisch, klimatisch und geografisch völlig unterschiedliche Länder. Doch die Strategie der Klassenkämpfer ist überall kompromisslos und zerstörerisch. Die Verwüstung der Metro von Santiago, das Wahrzeichen der Moderne in Chile schlechthin, hat im Land einen nachhaltigen Schock hinterlassen. In Kolumbien blockiert die Protestbewegung seit Monaten systematisch alle Kaffee-Exporte, die für die Volkswirtschaft von entscheidender Bedeutung sind. In Peru sabotieren die Gewerkschaften im Verbund mit NGOs und kirchlichen Kreisen seit Jahren den für das Land vitalen Bergbau mit internationalen Kampagnen und mitunter absurden Denunziationen.

Die Attacken gegen den Bergbau waren auch zentral in der Kampagne von Pedro Castillo in

Peru. Seine Message ist simpel: «Keine Armen mehr in einem reichen Land!» Demnach plündern internationale Multis Perus Bodenschätze zum Nulltarif, was bleibt, sind giftige Schutthalden. Diese populistische Verkürzung verfängt auch auf dem internationalen Parkett. Doch sie ist falsch. Die Zeiten, in denen die Multis die Bananenrepubliken nach Belieben be-

Zu den linken Lebenslügen gehört die Formel, nach der die Korruption eine Folge des Kapitalismus sei.

herrschten, sind längst Geschichte. In Tat und Wahrheit sind sie strenger reguliert und zahlen mehr Steuern als alle anderen Branchen.

Wenn es in Peru ein Problem mit gnadenloser Ausbeutung gibt, sind es die Hunderttausende von illegalen Schürfern, Siedlern und Koka-Bauern, die unter der Leitung maföser Organisationen oft in Zusammenarbeit mit den Gewerkschaftssyndikaten einen rücksichtslosen Raubbau betreiben. Keiner Regierung ist es gelungen, das illegale Treiben im Amazonas-Becken auch nur halbwegs in den Griff zu kriegen. Castillo wird es erst recht nicht schaffen,

zumal seine politischen Wurzeln tief in diese Kreise reichen.

Zu den linken Lebenslügen gehört auch die wohlfeile Formel, nach der die grassierende Korruption eine Folge des Kapitalismus und damit ein Laster der Reichen sei. Richtig ist, dass die Korruption heute nicht mehr so selbstverständlich hingenommen wird, wie dies früher der Fall war – und dass staatliche Betriebe und Institutionen naturgemäss Brutstätten von Bestechung und Vetternwirtschaft sind. Die Vermeidung von Korruption und Misswirtschaft ist vielmehr das schlagende Argument für die Privatisierung der Staatsbetriebe und die Liberalisierung der Wirtschaft.

Die unter dem notabene demokratisch gewählten Alberto Fujimori 1993 erarbeitete Verfassung verbietet dem Staat jede unternehmerische Tätigkeit, welche von Privaten (wo nötig, unter staatlicher Regie) geleistet werden kann. Der Widerstand der Funktionäre, die ihre Pfründen verloren, war enorm. Doch das Modell erwies sich in der Praxis als derart erfolgreich, dass es selbst von linken Regierungen nie angetastet wurde. Dass dieses Erfolgsrezept nun wieder zur Disposition steht, liegt groteskerweise vor allem an denen, die es in der Not erschaffen, jedoch nie konsequent umgesetzt haben.

Epische Zwiste

Nach wie vor arbeiten zwei Drittel der Peruaner im «informellen Sektor». Sie zahlen weder Steuern noch Abgaben, verfügen aber auch über keine staatlichen Garantien oder Rechtstitel. An diesem Missstand hat sich in einem halben Jahrhundert kaum etwas geändert. Und dieses kolossale Versagen müssen sich die «Neoliberalen» auf ihre eigenen Fahnen schreiben.

Dieser Vorwurf trifft insbesondere Keiko Fujimori. Sie war zwar nie an einer Regierung beteiligt. Doch in den letzten zehn Jahren hatten die Rechtsliberalen immer komfortable Mehrheiten im Parlament, die es erlaubt hätten, das System auf gesetzlicher Ebene zu verbessern. Stattdessen verhedderte sich das rechte Lager in epische personelle Zwiste, die schliesslich zum Sturz der linksliberalen Regierung von Pedro Pablo Kuczynski und in ein politisches Chaos führten.

Es ist nicht ihr Programm, das Keiko Fujimori für viele Peruaner unwählbar macht, sondern ihr Charakter. Der bekennende Marxist Pedro Castillo seinerseits erreichte in der ersten Runde eine Zustimmung von lediglich 18 Prozent. Falls er die Wahl gewinnen sollte, dann nur dank Protestvoten; falls Keiko Fujimori das Rennen macht, dann nur, weil sie als geringeres Übel hingenommen wurde. Aus Überzeugung dürften nur wenige für den einen oder andern Kandidaten gestimmt haben. Und das ist leider eine klassische Konstellation in den real existierenden Demokratien Südamerikas.

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



Die Welt als Wille und Vorstellung

Deutschland zwischen Arthur Schopenhauer und Pippi Langstrumpf.



Der deutsche Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hat am vergangenen Montag das getan, was er am besten kann und am liebsten macht: sechs Bürgern – drei Frauen und drei Männern, die sich im Klima, Natur und Umweltschutz engagieren – je ein Bundesverdienstkreuz verliehen. Unter den Geehrten, die der Präsident in seinen Amtssitz, das Ende des 18. Jahrhunderts als Sommerresidenz für einen preussischen Fürsten erbaute Schloss Bellevue, eingeladen hatte, waren eine Regenwaldschützerin aus Bayern, eine Fledermausexpertin aus Thüringen und der Vorsitzende der Deutschen Umweltstiftung, der zusammen mit seiner Frau Kinder- und Jugendbücher schreibt, bis jetzt 160 Titel, «die in bis zu 29 Sprachen übersetzt wurden» (Wikipedia).

Business as usual, könnte man sagen, reine Routine, bei der nur die Namen auf den Urkunden ausgewechselt wurden – wenn der Präsident den Anlass nicht genutzt hätte, um eine Botschaft an die Welt zu richten: Es müsse einen «grundlegenden Wandel in allen Lebensbereichen» geben, der globale Ausstoss von Treibhausgasen müsse «jetzt» gesenkt werden, «nicht irgendwann später». Die Menschen in Deutschland, Europa und überall in der Welt müssten schon heute Verantwortung übernehmen, «um den jungen und den kommenden Generationen morgen ein gutes und selbstbestimmtes Leben auf unserem Planeten zu ermöglichen».

Nun könnte der Präsident «schon heute» mit gutem Beispiel vorangehen und einen grundlegenden Wandel in allen Lebensbereichen einläuten, indem er den Park rund um das Schloss Bellevue für Obdachlose öffnet, die im nahe-

gelegenen Tiergarten campieren und von einem selbstbestimmten Leben auf unserem Planeten nicht einmal zu träumen wagen, derweil der Bundespräsident Bundesverdienstkreuze an Menschen verteilt, die den Regenwald und die Fledermäuse retten.

Das Handbuch zu dieser Art von praktizierter Menschlichkeit ist – was für ein Zufall! – beinahe so alt wie das Schloss Bellevue: Arthur Schopenhauers Opus magnum «Die Welt als Wille und

«Ich komme aus dem Völkerrecht» – gehört heute schon zum Pointenschatz der Berliner Republik.

Vorstellung», 1819 erschienen und in den folgenden vierzig Jahren laufend fortgeschrieben. Wem die Lektüre des zweibändigen Originals nebst einer voluminösen Vorrede zur dritten Auflage zu mühsam ist, dem sei die Kurzfassung von Pippi Langstrumpf empfohlen: «Ich mach' mir die Welt, wie sie mir gefällt.»

Vermutlich ist es dem Bundespräsidenten nicht bewusst, wie viel Schopenhauer in ihm steckt. Man muss ihm freilich zugutehalten, dass er auch keinen Widerspruch darin gesehen hat, Donald Trump einen «Hassprediger» zu nennen und den iranischen Mullahs zum Jahrestag der Islamischen Revolution zu gratulieren. So wie der amtierende Außenminister Heiko Maas ohne zu erröten behauptet, er sei «wegen Auschwitz in die Politik» gegangen, also um ein zweites Auschwitz zu verhüten.

Man muss befürchten, dass er es wörtlich meint: Auschwitz oder Oswiecim in Polen, eine

Autostunde westlich von Krakau, und nicht das Auschwitz, das die iranischen Mullahs im Sinn haben, wenn sie an Israel denken.

Doppelmoral, Heuchelei und Verlogenheit gibt es überall. Aber in Deutschland gehört sie zur Staatsräson. Einerseits ist man gegen «jeden Antisemitismus», andererseits möchte man die Antisemiten nicht verprellen. Weder die im fernen Teheran noch die vor der eigenen Haustür. Der Berliner Innensenator Andreas Geisel nannte die Teilnehmer einer aus dem Ruder gelaufenen Anti-Israel-Demo im bunten und welt-offenen Bezirk Neukölln, bei der antisemitische Parolen gerufen und über neunzig Polizisten verletzt wurden, «erlebnisorientierte arabischstämmige Jugendliche und junge Männer». Und das war nicht etwa verharmlosend gemeint, auf keinen Fall, sondern dem Bekenntnis «Ich mach' mir die Welt, wie sie mir gefällt» geschuldet.

In keinem Land der Welt käme eine Partei, die ernst genommen werden möchte, auf die Idee, eine unerfahrene und weitgehend ahnungslose, politisch pubertierende junge Frau zur Anwärtlerin auf den Posten des Regierungschefs, Pardon: der Regierungschefin, zu ernennen; in Deutschland ist dies passiert. Und nun werden die Folgen sichtbar. Die Kandidatin muss ihren Lebenslauf, den sie kräftig geschönt hatte, alle paar Tage korrigieren. Die Halbwertszeit der jeweils letzten Fassung wird immer kürzer. Ihre Selbsteinschätzung – «Ich komme aus dem Völkerrecht» – gehört heute schon zum Pointenschatz der Berliner Republik. Das mag für einen Platz neben Schopenhauer in der Hall of Fame nicht reichen, aber für ein Plätzchen zu Füßen von Pippi Langstrumpf ist es mehr als genug.

Linke Lügen

Nr. 22 – «Nun rundet sich sein Lebenswerk»
Roger Köppel über Christoph Blocher

Das ist das Problem der linken Medien – Lügen über Lügen. Schreiben Journalisten die Wahrheit über rechte Politiker, werden sie abgestraft. Schreiben sie aber Lügen über linke Politiker, werden sie gelobt, und die linken Medienhäuser werden mit Millionen Steuergeldern gesponsert. Einen besseren Politiker für die Schweiz als Herrn Blocher wird es wohl nie wieder geben.

Markus Walther, Spreitenbach

Ich bin am weitverbreiteten Klischee hängen geblieben, Blocher sei ein radikaler, fundamentalistischer EU-Gegner. Doch seine Antwort bei Roger Köppel war: Wenn sich die EU in eine Freihandelszone souveräner Mitgliedstaaten entwickeln würde, nach dem De-Gaulle-Modell eines Europas der Vaterländer, dann wäre die Schweiz ein natürlicher EU-Staat. Das war auch stets die Grundlage meines eigenen Denkens! Ich war der Meinung, dass dies mit einem Beitritt der Schweiz zur EU, mit ebendiesen Auflagen beziehungsweise Voraussetzungen, möglich sein sollte. Warum hat man das nie so formuliert, sondern sich immer um den heissen Brei herum bewegt? Jetzt sind wir endlich an dem Punkt, wo wir das Selbstbewusstsein haben, dass dies möglich sein sollte. Allerdings, wer hat bei uns den Mut, dies so zu formulieren, und wer hat in der EU den Mut, dies als eine mögliche Basis zu betrachten? Amadeus von Arb, Dietlikon

Den Bericht zum Lebenswerk von Dr. Blocher habe ich mit Interesse gelesen. Nun müssen Sie wissen, dass Vater Blocher nach seiner Pensionierung als Pfarrer eine Vertretung als Vikar in

unserer Gemeinde im Zürcher Unterland übernahm, etwa im Jahre 1960. In dieser rund zwei-monatigen Zeit wohnte er alleine im Pfarrhaus. Nach der Predigt am Sonntag reiste er jeweils heim per Postauto und Zug, um ein oder zwei Tage später wieder anzureisen. Das Frühstück besorgte er sich selbst, und für die übrigen Mahlzeiten war er «in Kost» bei unserer Familie. Meine Eltern betrieben ein kleines Restaurant mit Bäckerei. Alles war sehr familiär, man ass in der Wirtsstube, Familie und Gäste. So hörten wir aus dem Munde von Vater Blocher, dass er elf Kinder habe. Und so sei es eben nicht anders möglich, als dass sich alle einschränken mussten und müssten, weil nur ein einziges Gehalt da war. So sei es ganz normal, dass jeweils nach dem Schulexamen Ende März alle Kinder ihre Schuhe abgeben würden, ab dann barfuss seien während des ganzen Sommers und nach den Herbstferien im Oktober wieder ein Paar Schuhe fassen würden. Dies hatte mir als Schüler grossen Eindruck gemacht, denn selber besass ich während des ganzen Jahres Schuhe. Mein Fazit: Herr Dr. Blocher hat heute ein Vermögen von mehr als einem Dutzend Milliarden Franken. Und als Schüler musste er barfuss gehen! Noch nie habe ich aus Blochers Munde davon gehört oder gelesen, doch mein Respekt ist entsprechend gewachsen. Rolf Hintermann, Widen

Klima-Kirche

Nr. 21 – «Naturgesetze sind keine Glaubenssache»
Replik von Klimaforscher Reto Knutti

Die Aussage, dass wir Menschen das Klimaproblem verursachen, ist zu radikal und unhaltbar. Immerhin wirkt die gewaltige und laufend freigesetzte Erdwärme in erheblichem Ausmass auf das Klima ein. Wissenschaftler gehen von

einem Ausmass von bis zu 70 Prozent aus. Dass es natürliche Klimafaktoren gibt, kann nicht unerwähnt bleiben. Es sind dies insbesondere die Sonne, Wolken und Ozeane. Die heutigen Klimamodelle sind auch deshalb unzuverlässig, weil sie mit grosser Unkenntnis über die Wechselwirkungen der einzelnen Faktoren behaftet sind. Diese Sachverhalte sind wichtig, während es objektiv keine Rolle spielt, wie viele Personen im Bereich der Klimaforschung eine These favorisieren. Hanspeter Bornhauser, Bedano

Innerhalb der neototalitären Klima-Kirche unterhält die ETH ein Erzbistum mit allem, was dazugehört: üppige Pfründen und Spesenwirtschaft für den Klerus, Unterdrückung von Diskussionen. Beunruhigt müssten diejenigen sein, die versuchen, an dieser Institution ein Studium in einer seriösen Disziplin zu absolvieren. Irgendwann könnte der Bluff solcher Pseudowissenschaft auffliegen, mit dem unvermeidlichen Reputationsschaden für die ganze Hochschule. Wer in Zukunft einen Titel von dort vorweist, könnte hämische Kommentare riskieren: «Ach, du hast in der church of global warming studiert!» Werner Furrer, Basel

Dass Herr Knutti beim Klima die absolute Wahrheit kennt, wusste ich schon. Auch seine Vorhersagen werden zu 100 Prozent eintreffen. Zwar lagen seine Kollegen bei der Modellierung des Pandemieverlaufs vielfach grob daneben. Aber erstens heissen diese Forscher nicht Knutti, und zweitens ist der Vorhersagezeitraum viel kürzer als beim Klima. Alfred Gerber, Schüpbach

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Friederike Mayröcker (1924–2021)
Abubakar Shekau (um 1970–2021)



Schön, tröstlich, bejahend: Schriftstellerin Mayröcker.

Mit 61 schrieb Friederike Mayröcker in ihrem Gedichtband «Winterglück»: «[...]der Gedanke an Erpressung des närrischen Grimassenschneiders Tod, sein unverständliches Kauderwelsch : ist mir zuwider : möchte ich brüllen in seine Fratze [...]» Und: «[...]nicht viele Tage bleiben mir noch [...]» Dass dies eine falsche Prognose war, hat die deutschsprachige Literatur um die späte Ernte eines unverwechselbaren, flammend poetischen Werks bereichert, das sich dem Aufbegehren gegen den ewigen Spielverderber verdankt: «was bleibt mir? mich betören : ich will mich betören lassen von aller Welt : anblaffen, flanieren, Zauberbotschaften vernehmen und weiter austreuen, undsoweiter [...]»

Neue Formen des Erzählens und Betörens

Selten in der österreichischen Literatur hat eine Dichterin so schön, tröstlich und bejahend auch von traurigen Dingen geschrieben. Der Furor ihrer Lyrik und Prosa war von einem Liebesverhältnis zur Welt, zur Natur ebenso bestimmt wie von einem Liebesverhältnis zur Sprache, der sie mit traumwandlerischer Kühnheit immer neue Wörter, Ansichten und Einsichten abluchste. Das trug ihr unter anderem 2001 den Georg-Büchner-Preis ein, 2011 den Bremer Literaturpreis, 2016 den ersten Österreichischen Buchpreis – der Nobelpreis, für den sie immer wieder im Gespräch war, blieb ihr versagt.

Mit 45 hatte die gebürtige Wienerin des Jahrgangs 1924 den ungeliebten Job als Englischlehrerin an den Nagel gehängt und alles auf die

eine Karte des Schreibens gesetzt. Ihrem Programm «ich lebe ich schreibe» ist sie in ihrer papierbeladenen Wiener Wohn- und Schreibhöhle bis fast zuletzt treu geblieben. Die Übersiedlung in ein Pflegeheim verhiess nichts Gutes für sie, die immer nur in ihrer Wohnung gearbeitet hat.

Im Alter wurde Mayröcker nicht milder, sondern wilder. Von ihrem grossen Prosabuch «mein Herz mein Zimmer mein Name» (1988) bis zu ihrem letzten, für die Shortlist des Leipziger Buchpreises nominierten Werk «da ich morgens und moosgrün. Ans Fenster trete» probierte sie stets neue Formen des Erzählens und Betörens aus, darunter eine Sammlung von Postkartentexten («Paloma») und «ich bin in der Anstalt. Fusznoten zu einem nicht geschriebenen Werk». Der Tod ihres «Hand- und Herzgefährten» Ernst Jandl 2000 stürzte Mayröcker in eine tiefe Krise, sie rettete sich schreibend – wie auch nach einem Spitalaufenthalt vor einigen Jahren, den sie in das «Proem» (ein Zwitter aus Prosa und Poem) «Pathos und Schwalbe» verwandelte. Das Schwere und das Federleichte koexistieren in Mayröckers «Zauberbotschaften» in schöner Eintracht. Der Leser, heisst es, brauche sich nicht «anzustrengen», bloss der Lektüre hinzugeben, sich «überschwemmen zu lassen von ihren Reizen».

«Ich habe das Gefühl, dass ich erst beginne zu leben, aber leider ist es das Ende», sagte sie zu ihrem 95. Geburtstag. Wie traurig, dass wir uns nicht mehr auf das nächste Mayröcker-Buch freuen können. Daniela Strigl

Weltweit berühmt und berüchtigt wurde Abubakar Shekau vor sieben Jahren, als seine Terrorgruppe Boko Haram im Norden Nigerias fast 300 Schülerinnen entführte. Michelle Obama und andere Prominente setzten sich für deren Freilassung ein. Hundert Mädchen sind bis heute verschollen.

Er liebe es zu töten, sagte der radikale Dschihadist Shekau in einer Videobotschaft, genauso wie es ihm Freude bereite, Hühner oder Widder zu schlachten. Sein brutales Wüten hat Zehntausende von Toten gefordert. Er verübte Anschläge auf Kirchen, Schulhäuser und Polizeistationen, und er eroberte Dörfer, um ihnen die Scharia aufzuzwingen. Über zwei Millionen Menschen wurden durch Shekaus Terroristen vertrieben, und Zehntausende von Minderjährigen machte Boko Haram (deutsch «Westliche Bildung ist Sünde») zu Kindersoldaten oder versklavte sie, indem sie zwangsweise verheiratet wurden.

Grausam und skrupellos

Shekau hat seit 2010 mit Religionskriegen nicht nur in Nigeria Angst und Schrecken verbreitet, sondern auch in den Nachbarländern Tschad, Kamerun und Niger. Obwohl es zahlreiche Versuche gab, den grausamen und skrupellosen Erzterroristen auszuschalten, und er ein Topziel amerikanischer Drohnenangriffe war, gelang es ihm immer wieder zu entkommen.

Sein Tod war zwar bereits mehrfach gemeldet worden – zu früh, wie sich jedes Mal herausstellte. Doch jetzt setzte er seinem Leben ein Ende, indem er sich in die Luft sprengte, um einer Gefangenschaft durch eine rivalisierende Terrorgruppe zu entgehen. Dadurch könnte er zum gefährlichen Mythos werden.

Pierre Heumann



Gefährlicher Mythos: Dschihadist Shekau.

Zuerst kommt der Freihandel

In der Beziehung zur EU suchen viele Leute zu viel Nähe.



Die Ökonomie hat nicht nur gegen die Epidemiologie einen schweren Stand, sondern auch gegen das, was man vielleicht Wissenschaft der internationalen Beziehungen mit ökonomischem Anstrich nennen kann. Auf der Internetplattform «Ökonomenstimme» findet sich ein Artikel mit dem Titel «Zeit für Standardlösungen in der Schweizer Europapolitik». Sofort ist man neugierig und schaut hin, da nach dem Ende des Rahmenabkommens (InstA) neue Einschätzungen willkommen sind. Und auf der «Ökonomenstimme», die von der Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH Zürich lanciert wurde, erwartet man anregende ökonomische Gedanken zur Beziehung Schweiz–EU; das Portal nennt ja als sein Ziel, volkswirtschaftlichen Fragen und Diskussionen im deutschsprachigen Raum eine Bühne zu bieten.

Die Hauptbotschaft des Artikels lautet: Nachdem es für die massgeschneiderte Sonderlösung «Rahmenabkommen» in der Schweizer Regierung keine Mehrheit gegeben habe, verblieben für eine Weiterentwicklung der Beziehungen noch zwei Standardlösungen: «ein EU- oder ein EWR-Beitritt».

Die Schweiz habe genug Zeit vergeudet mit der unglücklichen Sonderlösung InstA, schreibt der Autor Dominique Ursprung, wissenschaftlicher Mitarbeiter am International Management Institute der Zürcher Fachhochschule ZHAW. Er führt auch die Geschäftsstelle der Handelskammer Schweiz–Japan und ist Sekretär der parlamentarischen Gruppe Schweiz–Japan. Aus seiner Sicht verbleiben nur noch zwei echte Alternativen, näm-

lich die «Standardlösungen» Beitritt zum EWR oder Beitritt zur EU. Nun brauche es Klarheit, also eine Volksabstimmung über diese zwei Möglichkeiten.

Wo bleibt die Ökonomie? Beide genannten Wege, der EWR- und der EU-Beitritt, sehen ja vor, dass die Schweiz die Gesetzgebung der EU praktisch automatisch und ohne Widerstand übernimmt, als «Acquis communautaire», ohne zum Werdegang der Regulierung etwas zu sagen zu haben. In beiden Fällen ist es eine Rechtsübernahme, die die Schweiz zu einem Teil des EU-Binnenmarkts machen soll, das Land würde quasi in die Festung Europa hineingeholt. Die Schweiz könnte mit Dritten nicht mehr frei Abmachungen treffen.

Der Kern der Ökonomie – der freiwillige Tausch, Abmachungen mit andern, Vertragsfreiheit – wäre ausgeschlossen. Das Problem ist, dass es beim Lesen vielen wohl gar nicht auffällt, dass die Lösung «Markt» fehlt. In der ganzen Debatte der Europapolitik geht oft vergessen, dass es neben den Bilateralen I und II das Freihandelsabkommen von 1972 gibt, das auf Vertragsfreiheit beruht, während die Bilateralen auf Anbindung und Harmonisieren setzen. Wenn schon «Standardlösungen» angesprochen werden, dann müsste man als erstes den freien Handel nennen, wenn man auf «Ökonomenstimme» schreibt und für eine Handelskammer arbeitet.

Feindliche Nähe

Die Medizinaltechnik-Industrie gibt im Zusammenhang mit dem Rahmenabkommen viel zu reden, weil die EU in dieser Branche

eine weitgehend neue Regulierung erlassen hat. Schweizer Firmen klagten laut darüber, dass für sie die Anerkennung von Produkten künftig aufwendiger werde. Damit wollte der Branchenverband zeigen, dass das Rahmenabkommen und eine enge Verbindung mit der EU etwas Gutes wären.

Jetzt kam es genau anders: Die EU hat bestehende Zertifizierungen, die gemäss Regeln noch längere Zeit Gültigkeit gehabt hätten, einfach für ungültig erklärt. Nadelstich. Rechtsbruch. Und die Lehre daraus: Genau das hat man davon, wenn man sich eng an die EU bindet. Und noch bitterer für die Firmen: Die Schweizer Regierung ruft nicht Foul, man hört nichts. Offenbar hat es sich eingebürgert, dass die EU tun kann, was sie will, auch betrügen, wenn die Schweiz an sie gebunden ist.

Klima-Geklingel

Die Finanzmarktaufsicht Finma verpflichtet Banken und Versicherungen, die Öffentlichkeit über ihre Klimarisiken zu informieren. Soeben hat sie in einem Schreiben präzisiert, dass die grösseren Unternehmen zu den Folgen des Klimawandels qualitative und quantitative Angaben machen müssen.

Wie sollen die Firmen diese kennen, wenn nicht einmal von der Klimaforschung genauere Voraussagen erhältlich sind? Wahrscheinlich wird sich mit der Zeit eine Art gängige Beurteilungspraxis herausbilden, mit massgeblicher Unterstützung von Beratern, denen es wohl ist, wenn alle ähnlich liegen. So werden dereinst wohl Sammlungen von Standardsätzen die Klimafolgen-Berichte prägen.

LITERATUR UND KUNST

Carla Del Ponte
und ihre Vision
einer internationalen
Strafjustiz.
Thomas Sprecher, Seite 59

Herausgegeben von Daniel Weber



Das Schlechte bleibt, das Schöne zerbröselt.

Fernand Léger, Die Stadt, 1919 – Stelle man sich die Welt dieser eher verworrenen Tage als ein Gemälde vor, wäre sie wohl ein kubistisches. Ihr Bild scheint wie zerlegt in Einzelbestandteile, jedes für sich in gegenseitiger Nähe und Abhängigkeit, für immer voneinander entfernt; ein Sammelsurium von expandierenden Parallelwelten.

Durcheinander scheint alles. Das liegt daran, dass ein gelebter und nicht gemalter Kubismus keine Einsicht in das verwürfelte Wesen der Gemeinsamkeit aller Dinge freisetzt; man blickt nur auf jenen kleinen, voller Grenzen umgebenen Ausschnitt, auf dem man sich gerade befindet.

Es ist, als ob wir noch das Blatt einer Rose sehen und die ganze Blume nur noch erahnen können. Sie bleibt Vorstellung, und vielleicht ist dieser Verlust der Sicht auf das Vollumfängliche der Grund, weshalb der gemeinsame Nenner dieses universellen Patchworks ein Schatten ist, der begonnen hat, gleichförmig das Bild des Ganzen einzufärben. Das Licht trübt sich, und in der Welt der zunehmenden Schatten werden die Konturen unscharf. Noch weniger dann, weil die Bestandteile sich loslösen, nehmen wir jene ändern, ebenso zu uns gehörenden Teile wahr, und die vielleicht naive Hoffnung, zu einem sicht- und auch fühlbaren Ganzen zu verschmelzen, schwindet dahin.

Die Zersplitterung der Welt, der Landschaften, der Städte und der Dörfer führt unweigerlich dazu, dass wir keine Welt mehr in uns tragen, sondern nur immer kleinere Welten. Das Schöne zerbröselt, das Schlechte bleibt, so ist die Welt. Und doch findet sich Schönheit immer noch in diesen Mikrokosmen, wenngleich sie seltener wird oder schwieriger zu finden. Das Schöne, wie Fernand Léger (1881–1955) sich Mut machte, sei überall, und er versuchte, aus all den einzelnen und glitzernden Fasern des Schönen einen Faden zu spinnen, der die Teile der Welt so vernäht, dass jeder für sich untrennbar verwoben ist mit dem andern.

Michael Bahnerth



Ein Hauch kultureller Vielfalt: Dubai.

Bücher

Abgesang auf «Tausendundeine Nacht»

Justin Marozzi besucht Metropolen, die einst Leuchttürme islamischer Kultur waren. Eine bittersüße Reise in eine für immer untergegangene Welt.

Wolfgang Koydl

Justin Marozzi: Islamische Imperien. Die Geschichte einer Zivilisation in fünfzehn Städten. Insel. 587 S., Fr. 42.90

Bagdad und Damaskus, Kairo und Kabul, Tripolis und Beirut – die Namen dieser Städte rufen Bilder von Tod und Terror, Bomben und Blutvergiessen, Überbevölkerung und Unterdrückung hervor. Doch es gab Zeiten, da waren sie Sehnsuchtsorte, da standen ihre Namen für Macht und Reichtum, für Wissenschaft und Kunst, für Luxus und Lebensart. *Ex oriente lux*, sagten die Römer, aus dem Osten kommt das Licht. Ursprünglich meinten sie wohl damit nur den Ort des Sonnenaufgangs, dann beanspruchte die Christenheit das Motto

für sich. Aber für viele Jahrhunderte erstrahlte das Licht des Wissens und der Wissenschaft in jenen Städten, die einen ebenso traurigen wie dramatischen Niedergang erfahren haben.

Faszination und Furcht

Sie alle waren eine Zeitlang die Metropolen blühender islamischer Reiche und Imperien – über einen Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden hinweg, beginnend etwa um das Jahr 610, als dem Propheten Mohammed der Koran verkündet wurde. Fünfzehn Jahrhunderte in fünfzehn Städten, das ist der Ansatz, den der britische Historiker Justin Marozzi gewählt hat, um eine atemberaubende Geschichte zu erzählen, die die Welt nachhaltig geprägt hat – bis zum heutigen Tag.

Marozzi beginnt in Mohammeds Heimatstadt Mekka, einem unwirtlichen, lebensfeindlichen Nest im Westen Arabiens, und endet mit Dubai und Doha, den Hauptstädten zweier Emirate im Osten der arabischen Hauptinsel, deren Sky-lines diejenige New Yorks längst hinter sich gelassen haben und die mit jenen von Schanghai, Seoul oder Singapur konkurrieren.

Je tiefer man in Marozzis Buch eindringt, desto mehr stellt sich jene Faszination ein, die Europäer schon als Kinder mit den Märchen aus «Tausendundeiner Nacht» in sich aufsogen und die Musiker, Literaten und Abenteurer in ihren Bann schlug, bevor die islamische Welt zum Synonym von Intoleranz und Gewalt wurde. Mozarts «Alla turca» und die «Entführung aus dem Serail», Bachs Kaffeekantate, die prallen



Schilderungen von Karl May und Lawrence von Arabien, die Gemälde von Ingres und Delacroix, und nicht zu vergessen all die orientalisierenden Bauten quer durch Europa – für das Abendland war das Morgenland immer ein so naher und zugleich ferner Ort, an dem sich Faszination und Furcht vermischten.

Córdoba, Jerusalem, Fes, Isfahan, Samarkand, Konstantinopel – allein beim Durchblättern von Marozzis Buch erinnert man sich plötzlich wieder an architektonische Kostbarkeiten und kulturelle Schätze, die unter den immerwährend schlechten Nachrichten von Selbstmordattentätern und amerikanischen Drohnenschlägen versunken waren. Und vielleicht auch an eine lange zurückliegende Reise in Studentenzeiten, im Volkswagen Bulli über Istanbul und Teheran bis nach Kabul.

Natürlich porträtiert Marozzi, der in Beirut zur Welt kam und sein ganzes Leben in der muslimischen Welt verbrachte, nicht nur steinerne

Islamische Herrscher waren klug genug, alle Talente ihrer Untertanen zu fördern.

Städte, sondern vor allem auch ihre Bewohner. Die Seiten werden belebt von Hunderten von historischen Personen. Manche sind bekannt, doch von sehr vielen hat der Durchschnittseuropäer noch nie etwas gehört. Das Buch ist daher auch eine leicht zugängliche, spannend

geschriebene Geschichte der weitgehend unbekannteren muslimischen Welt.

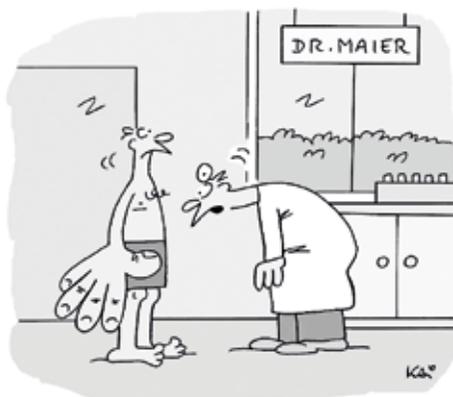
Mekka, die «Mutter aller Städte», ist vermutlich die einzige Stadt, die Marozzi als Nichtmuslim nicht besuchen konnte. Durch alle anderen führt er mit dem Wissen eines engagierten Cicerone. Was er freilich aus zweiter Hand über Mekka schildert, lädt nicht zu einer Reise ein – sofern man nicht als muslimischer Pilger den obligatorischen Hadsch antritt.

Denn wegen der Millionen von Gläubigen, die jedes Jahr hierherströmen, hat das saudische Herrscherhaus Mekka in ein seelenloses, religiöses Las Vegas verwandelt – mit Luxushotels, Shopping-Malls und Parkplätzen, denen sogar historische Gebäude aus der Zeit des Propheten weichen mussten. Niemand ging leichtfertiger mit dem historischen Erbe um als das saudische Königshaus, der Hüter der heiligen Stätten des Islam.

Ethnische Homogenisierung

Marozzi macht auf einen grundlegenden Unterschied zwischen Mekka und allen folgenden islamischen Metropolen aufmerksam: Von der Stadt des Propheten gingen nie «welterhellende» Beiträge der islamischen Zivilisation zu Geistes- und Naturwissenschaften aus. Mekka war nie ein kosmopolitischer, aufgeschlossener Schmelztiegel von Islam, Judentum und Christentum. Bis heute ist Mekka eine abgeschottete, intolerante Stadt. Die anderen Metropolen hingegen waren zu ihren Blütezeiten Leuchttürme der Kultur und der Wissenschaft.

Dies ist vielleicht das traurigste Ergebnis von Marozzis Buch: Egal, ob sie am Atlantik oder in Zentralasien lagen, am Hindukusch oder am Bosphorus – islamische Städte waren Ideale ethnischer und kultureller Vielfalt. Ihre Herrscher waren klug genug, alle Talente unter ihren Untertanen zu fördern oder von anderswo anzulocken. Derweil verkümmerte das christliche Europa unter der Haube klerikaler Kleingeistigkeit. Jahrhundertlang war das erfolgreich, bis nationalistische, religiös verbohrene Regime im 19. und im unheilvollen 20. Jahrhundert



„Das sieht mir ganz nach einer Zapperitis aus...“

Anleihen in Europa machten und ihre Länder und Städte gnadenlos von «unreinen» Einflüssen säuberten – von Griechen, Armeniern, Juden, Kurden, Berbern, Hindus, Zoroastriern, Bahais oder Jesiden. Eine Entwicklung, die noch nicht abgeschlossen ist.

Die ethnische Homogenisierung betraf nicht nur die von Marozzi beschriebenen Städte, sondern den ganzen geografischen islamischen Halbmond, von Algier im Westen bis Alexandria im Osten, von Smyrna, dem heutigen Izmir, im Norden, bis Somalia im Süden.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts sei die einstige Grösse des Dar al-Islam, des Haus des Islam, nicht mehr zu erkennen, schreibt Marozzi, seine imperiale Macht und sein Glanz, deren Kern Städte wie Bagdad, Damaskus, Córdoba, Fes, Kairo, Samarkand, Isfahan und Istanbul waren. Überall herrscht die *fitna*. Mit diesem Wort beschreiben Muslime seit je göttliche Prüfungen, Chaos und Zwist.

Belesenheit, Sachkenntnis, aber auch Emotion und Empathie bestimmen zu gleichen Teilen Marozzis Aufzeichnungen. Die Städte des islamischen Imperiums sind ein faszinierendes Kaleidoskop, aber der Autor warnt vor übertriebenen Erwartungen: «Kaleidoskope sind wunderbar und magisch. Mit ihren rotierenden, ständig wechselnden Farbmustern schlagen sie Kinder in den Bann. Aber sie sind auch zerbrechlich und empfindlich. Ihr harmonisches Gleichgewicht kann beschädigt werden. Werden sie zu gewaltsam geschüttelt, kann man sie zerbrechen.»

Keine neue Blüte

Und die Zukunft? Sie sieht Marozzi zumindest ansatzweise in Dubai und Doha verwirklicht. Katar strebt selbstbewusst nach einer grösseren globalen Rolle, die seiner tatsächlichen Grösse kaum entspricht. Beispiele gibt es genug: Die Gründung eines arabischen CNN, des Nachrichtensenders Al-Dschasira, die Ausrichtung der Fussballweltmeisterschaft, der Kauf des Londoner Wolkenkratzers The Shard und des Pariser Fussballklubs Saint-Germain, oder eine eigenständige Aussenpolitik, die beim mächtigen Nachbarn Saudi-Arabien regelmässig apoplektische Anfälle auslöst.

Sogar einen Hauch kultureller Vielfalt vermag man in den arabischen Emiraten zu verspüren – mit ihrer Öffnung für Expats jeglicher Nationalität. Wobei die Heerscharen versklavter Arbeiter, seien es philippinische Hausangestellte oder nepalesische Bauarbeiter, einen dunklen Fleck auf dem strahlenden Image hinterlassen. Und sie liegen geografisch auf der richtigen Seite, zum Anbeginn eines asiatischen Zeitalters.

Ob sich freilich die gesamte islamisch-muslimische Welt zu einer neuen Blüte wird aufrufen können, bezweifelt Marozzi. So wird sein Buch zu einer bittersüssen Nostalgie-Reise in eine für immer untergegangene Welt.

Dem Tod ins Auge schauen

Marc Neumann

Atul Gawande: Sterblich sein: Was am Ende wirklich zählt. Fischer TB. 336 S., Fr. 19.90

Vor sieben Jahren liess ein Buch von Atul Gawande aufhorchen. In «Sterblich sein» wollte der an der Harvard-Universität ausgebildete endokrinologische Chirurg und Essayist des New Yorker den Anstoss zu nichts weniger als einem Umdenken im Verständnis von Tod in den USA geben. Gawande rief dazu auf, die Endlichkeit menschlichen Lebens zu akzeptieren. Schwindendes Leben sei nicht unter allen Umständen und mit allen medizinischen Mitteln zu erhalten oder zu verlängern. Eher sei dem nahenden Tod ins Auge zu schauen und die verbleibende Zeit so lebenswert wie möglich zu gestalten. Gawande war sich der Krux dieses Appells bewusst. Er wecke «das Gespenst einer Gesellschaft», die sich darauf vorbereite, «ihre Kranken und Alten zu opfern».

Angeknacktes Seelenkostüm

Den Einwand, dass er sich hierbei scheinbar unlösbares ethisches Problem einhandle – wählen zu müssen zwischen dem «Fehler, Leiden unnötig zu verlängern und dem Fehler, wertgeschätztes Leben zu verkürzen» –, liess Gawande nicht gelten. Dem Vorwurf der Euthanasie entwand er sich geschickt: «Letztlich ist unser übergeordnetes Ziel nicht ein guter Tod, sondern ein gutes Leben bis ans Ende», eingedenk der Tatsache, dass wir biologische Geschöpfe aus Fleisch und Blut sind, die auf dem Lebensweg an ihre Grenzen stossen.

Evidenz dafür, dass dem Ende gelassener entgegenzusehen die richtige Entscheidung sei, fand Gawande in Studien. Lungenkrebserkrankte im Endstadium, die auf schwere onkologische Eingriffe mit der chemischen Keule verzichteten und stattdessen nur auf die nötigste Behandlung und begleitende Betreuung setzten, verbrachten ihre letzten Tage nicht nur mit deutlich weniger Schmerzen und Leid. Sie lebten durchschnittlich auch noch 25 Prozent länger.

Vielleicht noch gewichtiger als Gawandes Aufruf zur praktischen Verbesserung des letzten Lebensabschnittes von Todkranken, war sein Anstoss zum Überdenken des kulturellen Verhältnisses der Amerikaner zum Tod. In einem Land lebensbejahender «Opportunities», denen in der verfassungsmässig vorgeschriebenen «Pursuit of Happiness» nachgejagt wird, werden dunkle Befindlichkeiten und ein angeknacktes Seelenkostüm oft mit einem «I'm doing great» und gequältem Zahnpasta-Lächeln verdrängt.

Der unerschütterliche Glaube an Fortschritt und Wachstum öffnet einem optimistischen Wissenschaftsglauben Tür und Tor, gerade beim Thema Sterblichkeit – mit dem absurden Ergebnis, dass ein medizinisches Sperrfeuer mitunter das Gegenteil seines Zwecks erreicht und zu einer unnötigen Verlängerung von Leiden führt. Gawande schien auch zu sagen, dass die obsessive Verdrängung von Tod und Sterblichkeit auf ein unterdrücktes psychologisches Problem weist, dem sich eine aufgeklärte, reife Gesellschaft stellen sollte. Sein Gegenvorschlag in den optimistischeren Zeiten Anfang des letzten Jahrzehnts: Mehr «Common Sense», mehr gesunder Menschenverstand, auch wenn es um die unheimliche Endlichkeit unserer Existenz geht.

Verhärtete Fronten

In unserer pandemischen Gegenwart wurde Gawandes Vorschlag einem Reality Check unterzogen. Sehr weit sind wir seit der Veröffentlichung von «Sterblich sein» nicht gekommen, wie er selbst in einem neuen Essay für den New Yorker darlegte. Anhand seines Berichts aus dem Gliedstaat North Dakota – einer der am schlimmsten getroffenen Hot-Spots der USA für Covid-19-Infektionen und -Todesfälle – wird klar, dass sich an der grundlegenden Verdrängung von Sterblichkeit und Tod wenig geändert hat.

In einer Chronik der Ereignisse in der Kleinstadt Minot seit März des vergangenen Jahres, zeichnet Gawande eine Blaupause für den zögerlichen und verbockten Umgang mit dem Virus – und der Sterblichkeit. Er schildert, wie der erste Vorschlag zur Maskenpflicht im Gemeinderat auf erbitterten Widerstand traf, weil sich liberale Lokalpolitiker weniger vor Covid-19, als vor der politisch unschicklichen Furcht davor fürchteten. Gawande erzählt nach, wie der Virus anfänglich verharmlost wurde und wie medizinische Mythen kursierten.

Er skizziert andererseits, wie sich die Fronten verhärteten, wie Behörden, die in Treu und Glauben versuchten, die Pandemie in den Griff zu kriegen, Hass und Hohn von Corona-Skep-

tikern aus sozialen Medien entgegenschlug. Schliesslich zeichnet Gawande nach, wie letzten Sommer Blockade, Passivität, Laissez-Faire und Sorglosigkeit zur Lockerung aller Massnahmen beitrugen, einer falschen Normalität, nach der es zu spät war, die zweite Corona-Welle im Herbst noch aufzuhalten.

In North Dakota kam es bei einer Bevölkerung von 762'000 zu über 100'000 Fällen und knapp 1500 Toten (eine rund 50 Prozent höhere Todesrate als in der Schweiz). In den USA sind dem Virus insgesamt 597'000 Menschen, mit überwältigender Mehrheit Betagte, Minderheiten und medizinisch Vorbelastete, zum Opfer gefallen. Legt man hier Gawandes Optik als Massstab an, müsste man wohl sagen: Sie wurden geopfert. Auch weil in der Hoffnung auf Wunder der Medizin, in dem leidenschaftlichen Hick-Hack um die Effizienz von Masken, sozio-physischer Distanz und Lockdowns auch die Bereitschaft geopfert wurde, sich pragmatisch mit der Aussicht auf das eigene Ableben zu befassen.

Stattdessen, so insinuiert Gawande, wurden Sterblichkeit, drohender Tod und das eigene Nicht-Wissen ausgeblendet, verschwanden hinter einer Wand medialer Sensation und Aufregung. Erneut aus dem Blick gedrängt wurden damit auch Tugenden wie Augenmass, gesunder Menschenverstand und Realismus. Dementsprechend gilt die Empfehlung, die Gawande Todgeweihten und Sterbenskranken vor sieben Jahren mit auf den Weg gab, heute auch für alle Gesunden: «Oft kämpft man ja nur, um einen guten Tag zu erleben.» Weniger wäre mehr gewesen.

Macht und Recht

Thomas Sprecher

Carla Del Ponte: Ich bin keine Heldin – Mein langer Kampf für Gerechtigkeit. Westend. 192 S., Fr. 28.90

Seit bald dreissig Jahren steht die Juristin und manchmal undiplomatische Diplomatin Carla Del Ponte in der Öffentlichkeit. Sie gehört zur Gilde der glücklosen Bundesanwälte. Ausserdem hat Bundesbern sie für ein paar Jahre in die Schweizer Botschaft nach Argentinien verbannt. Dazwischen aber, von 1999 bis 2007, wirkte sie in Den Haag als Chefanklägerin des Internationalen Strafgerichtshofs für die Kriegsverbrechen im ehemaligen Jugoslawien sowie für den Völkermord in Ruanda. Im Jahr 2008 erschien ihre Autobiografie, die für Wirbel sorgte, weil sie darin der Kosovo-Befreiungsarmee Kriegsverbrechen durch Organentnahme bei verschleppten Serben vorwarf. Von 2011 bis 2017





Ernste Sache: Juristin Del Ponte.

gehörte Del Ponte sodann zu einer UNHCHR-Kommission, die Menschenrechtsverletzungen im Bürgerkrieg Syriens untersuchte.

Nun hat sie ein neues Buch veröffentlicht: «Ich bin keine Heldin – Mein langer Kampf für Gerechtigkeit». Der Titel entspricht nicht dem Inhalt. Denn es geht der Autorin erfreulicher-

Sie will zeigen, dass internationales Recht unumgänglich ist und die Uno sich reformieren muss.

weise nicht um sich selbst, sondern um die – ernste und elende – Sache, nämlich ihre Arbeit als Chefanklägerin. Immer noch ärgert es sie, dass der Serbenführer Slobodan Milosevic seiner Verurteilung entging, indem er 2006 vor Abschluss des Verfahrens aus dem Leben schied.

2002 wurde der permanente Internationale Strafgerichtshof mit Sitz in Den Haag installiert. Eines seiner Organe ist die Anklagebehörde. Die Chefanklägerin führt Ermittlungen durch und kann im Rahmen ihrer Zuständigkeit Fälle vor Gericht bringen. Historischer Hintergrund der jüngeren Tribunale sind die Nürnberger Prozesse (1945–1949), die in vielem als Vorbild wirkten. In ihnen wurden auch mehrere Tatbestände etabliert, die in die internationale Strafgerichtsbarkeit aufgenommen wurden, wie der Genozid oder das Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Deshalb, betont Del Ponte, ist der Strafgerichtshof so wichtig, denn nur dort könnten solche Verbrechen geahndet werden.

Könnten. Denn es gibt viel zu wenig Tribunale. Del Ponte beklagt wiederholt die man-

gelnde Durchsetzung, ungesühnte Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Genozid: Syrien, Jemen, Moçambique, Niger, Mali, Afghanistan – die Liste der Kriege und Horror-Orte ist lang. Den Opfern, vor allem aus der Zivilbevölkerung, widerfährt keine Gerechtigkeit. Ja, Tote können nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden. Aber die symbolische Wirkung einer Verurteilung, meint Del Ponte, sei «gewaltig». Und es geht noch um viel mehr. Solche Tribunale dienen auch der Fortentwicklung des Völkerrechts: Das Ruanda-Tribunal verhandelte den Tatbestand des Genozids, das Jugoslawien-Tribunal definierte sexuelle Gewalt als Tatbestand des Völkermords.

Warum aber gibt es zu wenig Tribunale? Zu ihren rechtlichen Voraussetzungen tritt eine entscheidende ausserrechtliche: der politische Wille der mächtigsten Staaten. Weil der Krieg in Syrien zum internationalen Stellvertreterkrieg unter der Ägide Russlands wurde – und wegen dessen Vetorecht –, blieben die Kriegsverbrechen in Syrien, auch die Chemiewaffeneinsätze, bis heute straffrei. Del Ponte spricht vom «Triumph der Straflosigkeit».

Die Uno ist keine Institution, der es gelänge, den Partikularinteressen grosser Staaten entgegenzuwirken. Macht geht auch da vor Recht, immer noch. Das Völkerrecht steht also bei weitem noch nicht dort, wo es sein müsste. Auf internationaler Ebene gibt es keine unabhängige internationale Behörde, die das Recht gegenüber den Einzelstaaten durchsetzte. Del Ponte, die dies sachlich, detailliert und glaubwürdig darlegt, möchte das ändern. Sie will zeigen, dass internationales Recht unumgänglich ist und sich die kritisch beschriebene Uno, in der sehr oft ungeeignete Personen eingesetzt würden, reformieren muss. Als Ausweg nennt Del Ponte das sogenannte Weltrechtsprinzip. Danach kann ein Staat die völkerrechtliche Verfolgung von Straftaten auch aufnehmen, wenn diese nicht auf seinem Hoheitsgebiet stattgefunden haben oder wenn sie von einem seiner Staatsbürger begangen wurden. Allerdings kann natürlich auch auf Staaten, die so vorgehen wollen, Druck ausgeübt werden.

Und die Schweiz? Sie hat im oft so dissonanten Konzert der Staaten nur eine kleine Stimme. Aber als Kleinstaat hat sie ein genuines Interesse daran, dass Recht über Gewalt und Macht siegt und seine Durchsetzung des politischen Willens Mächtiger nicht bedarf. Del Ponte vertritt demnach Schweizer Interessen, wenn sie die Vision einer unabhängig institutionalisierten internationalen Strafjustiz entwirft.

Vermächtnis für die Enkelin

Rolf Hürzeler

Claude Cueni: Hotel California. Nagel & Kimche. 160 S., Fr. 27.90

Wer im Hotel «California» eincheckt, kommt nie mehr heraus. Denn das Haus steht für das Ende des menschlichen Daseins. Der Schriftsteller Claude Cueni hat die Metapher gewählt, weil er vor mehr als zehn Jahren an den Folgen einer Leukämie schwer erkrankt ist und ohne Aussicht auf Genesung lebt. Mit seinem neuen Buch «Hotel California» hat er nun einen feinfühligsten Text für seine ungeborene Gross-tochter geschrieben. Das Buch trägt den erklärenden Untertitel «One more thing: Meine Botschaft an Elodie». Die Enkelin begegnet der Leserschaft als wachsender Fötus, den Cueni auf das Leben vorbereitet. Eine eigentliche Handlung hat die Novelle nicht, aber die Irrungen und Wirrungen rund um das Hotel zieht der Autor als roten Faden durch eine widersprüchliche, zum Teil schwerverständliche Welt.

Kraft und Kreativität

Denn zu dieser gehört Cuenis Unterbewusstsein. Immer wieder erlebt der Erzähler alpträumartige Begegnungen, etwa mit einer Pythonschlange: «Ich sass plötzlich auf einem schuppenartigen Ding...» Was witzig beginnt, endet apokalyptisch: «Es wurde dunkel um mich herum, als sie meinen Kopf verschlang und mühsam durch ihren engen Körper nach hinten presste...»

Neben diesen absurden Halluzinationen gibt Cueni seiner Enkelin Elodie praktische Ratschläge für das Leben, die nur jemand mit viel eigener Lebenserfahrung erteilen kann; so, wenn er vom Wert des Geldes berichtet. Er relativiert die Bedeutung des Besitztums und rät dagegen, menschlichen Beziehungen umso mehr Sorge zu tragen. Am wichtigsten ist ihm jedoch die Bereitschaft, den Überlebenskampf nicht zu scheuen: «Als ich Hals über Kopf aus meinem Elternhaus floh und keine Schulen mehr besuchte, trug ich Flip-Flops und fünf Franken im Sack.» Später verdiente Cueni ein Vermögen mit Computergames und seinen Romanen.

Immer wieder arbeitet der Autor mit Versatzstücken aus seinen früheren, weitgehend autobiografischen Büchern. Cueni wählte den Titel des Buches «Hotel California» nach dem Ohrwurm der Band Eagles aus dem Jahr 1976, deren Musik ihm in der Jugend offenbar wichtig war. Noch heute findet er in Erinnerungen wie diesen Halt und Zuversicht. Was dieses Buch auszeichnet, sind die Kraft und die Kreativität, die Cueni aus seinem Schicksal schöpft; damit macht er seiner Leserschaft Mut.

Lasst den Gipfel sein!

Björn Hayer

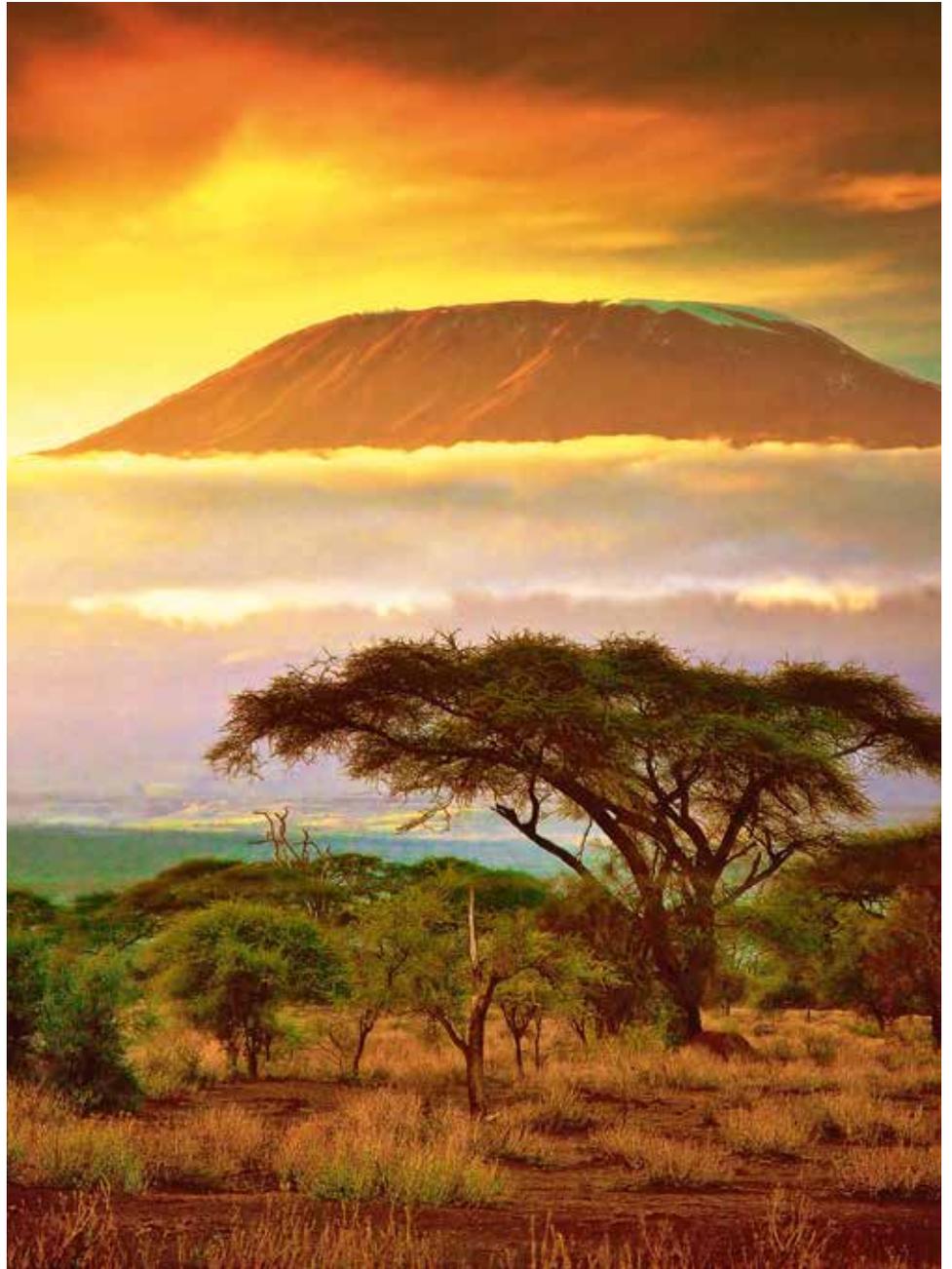
Arnold Stadler: Am siebten Tag flog ich zurück. Meine Reise zum Kilimandscharo. S. Fischer. 240 S., Fr. 35.90

Trekking? Besser nicht! Safaris entlang der Jagdroute von Löwen? Muss nicht sein. Langwierige Höhenwanderungen? Nein! Also entscheidet sich Arnold Stadler für eine gänzlich unkomplizierte, etwas dandyhafte Art des Reisens, indem er sich im bequemen Betrachten aus Distanz übt. Der Ort, wohin es den in der Bodenseeregion lebenden Büchner-Preisträger anlässlich einer Reportage für eine Zeitung 2017 verschlägt, ist eines der glanzvollsten Massive überhaupt: der Kilimandscharo. Sechs Nächte verbringt er in verschiedenen Lodges am Fusse des Weltnaturerbes, ohne besondere Anstalten zu machen, den Berg zu bezwingen. Stattdessen entwickelt sich die Expedition zunehmend zu einer Reise ins Innere. Das Buch lässt sich daher kaum als klassisches Erzählwerk bezeichnen. Es ist eher ein Roman-Essay.

Kolonialismus in neuem Gewand

Stringente Narration sollte man daher nicht erwarten; besser bringt man eine Vorliebe für das Anekdotische mit. Denn Stadler liebt Aus- und Abschweifungen, Sprünge und assoziative Querverweise. Wir befinden uns im Kopf eines Denkers, nehmen teil am Bewusstsein selbst. Das, was seine Gedanken streift, ist vielfältig: die Gründung des Mini-Staates New Atlantis durch Ernest Hemingways Bruder Leicester, die Kunst von Fritz Lang und – nicht zu vergessen! – all die Mängel der Menschheit: «Auf meiner bequemen Liege, da überschlug ich die Welt. Von der Peitsche zum Elektroschocker. Vom Galgen zum elektrischen Stuhl. [. . .] Und mich wunderte es am meisten, warum es Menschen gab, die da keinen Zusammenhang herstellten, etwa vom Waffenexport zur Flüchtlingswelle. Zu den Menschen, die vor diesen Waffen zu uns geflohen waren und weiterflohen. Das musste eine kollektive Schizophrenie sein.»

Dass dem Kulturkritiker diese moralischen Überlegungen gerade in der Ferne kommen, hat seinen Grund. So steht im Zentrum des Textes die völlige Dekonstruktion des Reisens in der Spätmoderne; dieses ist eine Form der Mobilität, die das Fremde aus Sicht des Autors per se unterwirft. Das bezieht er vor allem auf einen noch immer vorherrschenden Kolonialismus, der sich lediglich in neuem Gewand präsentiert: «Was früher Imperialismus hieß, war nun wohl Globalisierung.» Dasselbe gilt für die Erfahrbarkeit von Natur. Entlegenste und herausfordernde Landschaften zu entdecken,



Reise ins Innere: Kilimandscharo.

bedeutet, wie Stadler schreibt, sie vornehmlich als Event der Vermarktung wahrzunehmen.

Überhaupt unterliegt alles dem Wettbewerb oder, wie der Autor zuspitzt, der «List des Darwinismus». Auch wenn man nicht allen Thesen zustimmen mag, gehört es zum ästhe-

Wir befinden uns im Kopf eines Denkers, nehmen teil am Bewusstsein selbst.

tischen Verdienst dieses Buchs, dass es seine Radikalität auch formal abbildet. Immer wieder macht Stadler daher die Ökonomisierung unserer Sprache zum Thema. «Wie ich diese Gewinn-Sprache hasste, das Leistungs-Verhältnis-Leben des sich so nennenden Verbrauchers!» Nichts bleibt von der Verwirtschaftlichung un-

belastet. Essen und Genuss werden fotografiert und per Instagram beworben. Und selbst Institutionen wie der Nobelpreis sind laut dem Ich-Erzähler nicht frei vom Blutgeld. «Nobel war der klassische Kriegsgewinnler, aber genau der richtige für unsere verlogene Gesellschaft und Welt.»

Was also tun? Stadlers Plädoyer läuft auf eine neue Verantwortungs- und Mitleidsethik hinaus. Wenn er mehrfach seine Verschreiber reflektiert, die ihn allzu oft zum Begriff «Liebe» führen, dann setzt seine Argumentation bei der Empathie für alle Wesen der Natur an. Zurückhaltung lautet das Prinzip, gegenüber Mensch wie Tier. Und zuvorderst gelte es, verstärkt den ökologischen Fussabdruck in den Blick zu nehmen. Dass sich Stadler bei all diesen Vorwürfen und inneren Widersprüchen nicht ausnimmt, ist sympathisch; sein Menschenbild steht im

Zeichen der Fehlerhaftigkeit. So zeugt dieses auf den ersten Blick pamphlethafte Werk doch noch von einem differenzierten und ehrlichen Blick auf die Dinge.

Unbequemes Abseits

Unmittelbar drängt sich diese Erkenntnis nicht auf. Denn die Geschwätzigkeit und die ausufernden Nebengeschichten lassen den Leser den Faden verlieren und hemmen den Lese-
fluss – was allerdings gewollt ist. Die Gesamtkomposition beruht auf der Idee der «grossen Gleichzeitigkeit», des gegenseitigen Durchdringens und Überlagerns: Natur, Kapitalismus, Globalisierung sind in diesem Text nicht mehr auseinanderzuhalten. Manch einer mag dem Autor die geballte Gesellschaftskritik verübeln; aber sie braucht Mut, Entschlossenheit und Unbeirrbarkeit. So wenig ihm der Kilimandscharo zum Tourismus taugt, so wenig sieht er Literatur im Dienste von Mainstream und Gefälligkeit. Schreiben bedeutet für den Autor, eine Position im unbequemen Abseits einzunehmen. Wer braucht schon das Panorama des Gipfels, wenn es doch die Nähe ist, die man sucht?

Champagner zum Jahrestag

Anton Beck

Rainer Moritz: Als wär das Leben so.
Kampa. 208 S., Fr. 29.90

Es ist ein gutes Zeichen, wenn einen ein Roman auch nach dem Lesen noch beschäftigt, selbst wenn es gemischte Gefühle sind, die man mit sich herumträgt. Die letzten dreissig Seiten haben wirklich alles ruiniert, dachte ich mir beim Lesen. So ein tolles Buch, möchte ich schreiben, sprachlich, inhaltlich, so lesenswert, aber dieses Ende – eigentlich müsste der Autor es umschreiben. Rainer Moritz, 63, ist Lektor, Literaturkritiker, Kolumnist, Übersetzer und Schriftsteller. Sein neuestes Buch folgt Lisa, die es aus dem dörflichen Familienidyll in Norddeutschland in die Welt zieht. Sie lässt sich zur Buchhändlerin ausbilden, bereist Frankreich, wohnt in Berlin und später in Hamburg, beginnt ein Literatur- und Kunstgeschichtsstudium, aber beendet es nie.

Denn die Karriere ist ihr nicht so wichtig, vielmehr erzählt Moritz Lisas Biografie ihren Liebschaften entlang. Wirklich lange bleibt keiner, und Lisa findet das auch gut so – anders als ihre Schwester Anika, die früh heiratet, eine Familie gründet und das dörfliche Idyll nie verlässt. Moritz gelingt der Kunstgriff, keinen der beiden Lebenswege zu favorisieren, er wertet nicht, schreibt vielmehr in einem so positiv klingenden Grundton über das Leben der bei-

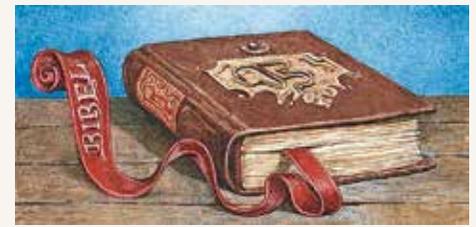
den Schwestern, dass es einem vorkommt, als wären sie beide zufrieden.

Alles scheint nichtig

Einen Roman zu schreiben, der zufriedene oder gar glückliche Menschen darstellt, ist eine der schwierigsten Herausforderungen. Prominent versuchte es etwa der Brite Ian McEwan in seinem Roman «Saturday» (2005), aber wirklich gelungen ist es, laut McEwan selbst, lediglich Tolstoi auf den ersten paar hundert Seiten von «Anna Karenina». Doch dann brechen auch bei Tolstoi die Probleme des Lebens über die Figuren herein, und so ist es auch bei Moritz. Lisa, die einen Autounfall in ihren jungen Jahren nur mit viel Glück überlebte und sich jeweils zum Jahrestag selbst eine Flasche Champagner genehmigt, diese Lisa, über die es heisst, «sie, die so gerne lebte», versetzt Moritz am Ende des Buches in einen Schauer von Schicksalsschlägen.

All die schönen Sprachbilder, all die Schilderungen der Frankreichreise und süsslicher Nostalgie, Sätze wie: «Als Einunddreissigjährige und Einundvierzigjährige schickte sie Katrin und Inger im Juni irgendwelche Postkarten, die das Mittelmeer zeigten, versehen mit einem *Erinnert-Ihr-Euch?-Gruss*» – es scheint alles nichtig.

Moritz' Roman wirft die Frage auf, wie widerstandsfähig ein lebensfroher, optimistischer Mensch zu sein vermag. In «Als wär das Leben so» hat dieser Optimismus jedoch auf den letzten Seiten seine Grenzen, Lisa wirft die Flinte ins Korn, die Kämpferin gibt auf, ohne dass wirklich nachvollziehbar wäre, weshalb. Gerade weil Moritz das Innenleben seiner Figur gegen Ende zu wenig beleuchtet, wirkt der Schluss, als wäre er auf eine holzschnittartige Pointe hin geschrieben, als müsste zuletzt noch etwas Dramatik her. So erhält das bis dahin erfüllende Lektüregefühl einen seltsamen Beigeschmack.



Die Bibel Gottgefällige Besteuerung

Und getreulich brachte man die Abgabe und den Zehnten und die Weihegaben (2. Chronik 31, 12). – Seit Urzeiten schliessen sich Menschen zusammen für Bedürfnisse, die der Einzelne oder die Sippe nicht stemmen können. Jeder steuert seinen Teil dazu bei. Eine Kopfsteuer wäre angesichts der unterschiedlichen Einkommens- und Vermögensverhältnisse schreiend ungerecht. Deshalb wurde die Frage nach der Steuergerechtigkeit schon vor 2500 Jahren mit der Proportionalsteuer beantwortet. Der «Zehnte» hat im Judentum und im Christentum bis in die Neuzeit nachgewirkt und wird noch heute von einigen Freikirchen angewandt. Auch andere Kulturen, etwa der Islam, kannten seit je die proportionale Besteuerung.

Auf die Idee der progressiven Besteuerung kamen, abgesehen von einer Episode in Florenz im 15. Jahrhundert, erst Marx und Engels mit ihrem Ansinnen, «der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreissen». Die Steuerprogression begann ihren Siegeszug Ende des 19. Jahrhunderts in Preussen. Sie bedeutete die Abkehr von der Rechtsgleichheit.

Es geht nicht darum, ob der Steuersatz 10 oder 35 Prozent beträgt, sondern um den Grundsatz der Proportionalsteuer. Sie hat den Nachteil, dass der untere Mittelstand belastet wird. Das wiederum hat den Vorteil, dass der Mittelstand die Schmerzgrenze spürt und sich gegen überhöhte Steuern wehrt. Die Steuerprogression hingegen verleitet das Stimmvolk dazu, ständig neue Staatsausgaben zu beschliessen in der Annahme, dass «die Reichen» dafür aufkommen. In Tat und Wahrheit schröpft der Staat mittelfristig alle und lässt die Armen noch ärmer werden. Zu biblischen Zeiten wusste man um die zerrüttende Wirkung der Steuerprogression. Es wäre christlich und human, sich darauf zu besinnen.

Peter Ruch

Die Wucht des Zerfalls

Ray Davies schrieb Songs, die weit über das Hitparadenformat hinausgingen. Dennoch sind die Kinks eines der bestgehüteten Geheimnisse der britischen Popmusik geblieben.

Thomas Würdehoff

The Kinks: The Kinks Are the Village Green Preservation Society (50th Anniversary Stereo Edition). Sanctuary. LP oder CD

Das Alter merkt man ihm an. Betritt er eine Bühne, wie kürzlich bei einer «Kinks Convention» in London, tastet er sich bedächtig ans Mikrophon, eine elegante Erscheinung mit Tweedmütze und Hornbrille, kaum Mienenspiel, sehr britisch eben. Nach einer kurzen Begrüssung stimmt die Band «You Really Got Me» an, er singt, nein, eher spricht er den Text wie eine diffuse Erinnerung, und das war's dann auch schon für heute.

Sir Raymond Douglas Davies ist nicht einfach nur zerknittert wie Mick Jagger oder grau wie Paul McCartney, der Frontman der Kinks ist wirklich alt geworden. Das Sprechen bereitet ihm hörbar Mühe, und die Behutsamkeit seiner Gesten erzählt von der Vorsicht des Alters. Man begreift die Jahre schlagartig bei Leuten, die man als jugendliche Helden erlebt hat. Schriftsteller und Päpste können auch im Alter ihre Wirkung ausspielen, bei Popstars wird die Wucht des Verfalls umso brutaler deutlich.

Auf der M1 nach Norden

Nichts an Ray Davies lässt darauf schliessen, dass er zusammen mit seinem Bruder Dave zu den Wegbereitern von Punk und Hardrock gehörte. Nun wäre normalerweise das alte Märchen von der Sex-Drugs-Rock-'n'-Roll-Karriere mit anschliessendem Siechtum fällig, doch das trifft bei den Gebrüdern Davies daneben. Nicht Rauschmittel oder Liebesleben zehrten an den Kinks, es waren vielmehr unentwegte Reizbarkeit, Sarkasmus und viel Eigensinn, die diese Ausnahmeband permanent unter Strom setzten.

Die Kinks sind eines der bestgehüteten Geheimnisse der britischen Popmusik geblieben. Man könnte auch sagen, sie hatten einfach Pech. Ray Davies schrieb Songs, die weit über das Hitparadenformat hinausgingen; sein näselnder Gesang verband die Blasiertheit der britischen Upperclass mit der schonungslosen Direktheit der Londoner Vorstädte. Und

die samtweichen Vokalharmonien mit Bruder Dave verliehen den Liedern eine sarkastische Bedrohlichkeit, die bisweilen die Gefährlichkeit von Alex und seinen «Droogs» in Stanley Kubricks Film «A Clockwork Orange» beschwört.

In den Swinging Sixties spielten die Kinks zunächst in der Liga von Beatles, Rolling Stones und Who. Andrew Loog Oldham, der Manager der Stones, stuft die Kinks als «grösste Gefahr» für die Band ein. Doch während «die Stones die erste Maschine nach New York nahmen, fuhren die Kinks auf der M1 nach Norden», wie Ray Davies später einmal lapidar bemerkte. Doch ganz so war es nicht. Denn während die britische Invasion die amerikanische Musikszene überrumpelte, reagierte die Musikergewerkschaft mit einer protektionistischen Sanktion: Nach ihrer ersten Tour wurden die Kinks für den US-Markt zwischen 1965 und 1969 kurzerhand gesperrt.

Es war wohl dieser Ausschluss, der dazu beitrug, dass Davies die explizit britische Identität seiner Musik entwickelte. «Ich hatte keine Lebenserfahrung, also schrieb ich über Gärtner, über Nachbarn, über Menschen und Dinge, die ich kannte», erklärte er in einem Interview und beschrieb damit etwas, was in der gegenwärtigen Popkultur zu verschwinden droht.

In den Swinging Sixties spielten die Kinks zunächst in der Liga von Beatles, Rolling Stones und Who.

Drehten sich viele der Teenage-Songs vornehmlich um Liebe, Sex und Partys, entwickelte Davies einen eigenen Blick auf seine Umwelt.

Eine Formel, die er sich für seine Perspektive entlieh, übernahm er von Film und Theater. In Nummern wie «Sunny Afternoon», einem Song über einen Kerl, dessen Besitz von der Steuer gepfändet wurde, ging er vor wie ein Drehbuchsreiber: «Die einzige Möglichkeit, meine damalige Gefühlslage abzubilden, war durch einen verstaubten, abgehalfterten Aristokraten, der aus altem Geld stammte, im Gegensatz zu dem Vermögen, das ich mir selbst

erarbeitet hatte. Um zu verhindern, dass der Hörer mit dem Protagonisten des Songs sympathisiert, machte ich ihn zu einem Schurken, der sich nach einer durchzechten Nacht brutal mit seiner Freundin streitet.» Der Song kommt in einem tückischen Schlendrian daher und vermittelt mit dem gemütlichen Refrain «Lazing on a sunny afternoon / In the summertime / In the summertime / In the summertime» trügerische Relaxtheit. Doch unter der Oberfläche lauert das Desaster.

Klirrender Realismus

Auch die Beatles nahmen sich ihrer unmittelbaren Umgebung an. Doch während Paul McCartney in «Penny Lane» das vergnügliche Treiben auf einer Liverpooleser Strasse mit stimmungsvollen Bildern («Behind the shelter in the middle of a roundabout / A pretty nurse is selling poppies from a tray») illustriert, unterlegt Davies seine Miniaturen mit Spott, Melancholie und Gleichmut. Denn Davies kannte sich aus mit dem Frust der Teenager, die nicht wissen, wie sie ihrer Langeweile entfliehen können.

Im unerschütterlich freundlichen «Waterloo Sunset» sitzt ein Junge am Fenster seiner Bude gegenüber der Waterloo Station und beobachtet gleichsam ohne innere Regung ein Liebespaar. «But I am so lazy / Don't want to wander / I stay at home at night / But I don't feel afraid / As long as I gaze on Waterloo sunset / I am in paradise». Im Grunde genommen ein Song über die Sinnlosigkeit und die zärtliche Gleichgültigkeit der Welt, von der Albert Camus in seinem Roman «Der Fremde» schreibt.

Anders als viele andere britische Acts, die in Amerika reüssierten, pflegte Davies seinen Londoner Akzent ostentativ. Die Kinks liebten den Blues und die schroffe Geste, doch das britische Idiom verlieh dem Kinks-Repertoire zuweilen einen klirrenden Realismus, der an die Filme der British New Wave («A Taste of Honey», «The Entertainer») und deren Milieu erinnerte.

Sicherlich wurde der brodelnde Kern der Songs durch die nie enden wollende Kabale zwischen dem Brüderpaar befruchtet. Es war keine Seltenheit, dass sich Ray und Dave auf



Dieses kaputte Schnarren: The Kinks mit Ray Davies (vorne) und seinem Bruder Dave (links).

offener Bühne die Nasen blutig schlugen. Manche Unbeherrschtheit führte allerdings zu produktiven Ergebnissen. Als die Band in ihren Anfängen an «You Really Got Me» tüftelte, gingen bei dem zum Jähzorn neigenden Dave Davies die Nerven durch, und er bearbeitete die Membran seines Gitarrenmonitors mit einer Rasierklinge. Als er schliesslich voller Wut in die Saiten schlug, war das Glück vollkommen: Es war dieses kaputte Schnarren, das sie gesucht hatten, der Sound war vollkommen – Heavy Metal war zur Welt gekommen.

Visionäre Alben

Nein – dies ist kein wehmütiger Blick zurück. Nostalgie mag bei einzelnen Songs aufkommen; die Kinks galten lediglich als Band für schmissige Singles. Ihre Alben versickerten vorwiegend unbeachtet auf den hinteren Plätzen der Charts. Deshalb sind Meisterwerke wie «The Kinks Are the Village Green Preservation

Society» oder «Arthur (Or the Decline and Fall of the British Empire)», um nur zwei zu nennen, Klassiker des Genres, die man keineswegs nur gerührt über sich ergehen lassen kann. Beides sind visionäre Alben, deren Sujets immer noch hohe Aktualität haben.

Songs wie «People Take Pictures of Each Other» kann man ohne Einschränkung als Kommentar zum stupiden Handy-Wahn unserer Tage lesen («People take pictures of each other/Just to prove that they really existed»), andere, wie etwa «Village Green», hören sich an wie Kommentare zu Landflucht und Rückzug zum vermeintlich einfachen Leben («Out in the country/Far from all the soot and noise of the city»). Vor allem aber wird deutlich, welchen Einfluss die Band auf Bewegungen wie Britpop und die moderne Singer-Songwriter-Szene Grossbritanniens hatte.

Die Kinks waren, so wird man nach dem erfüllenden Hören ihrer Songs und Alben fest-

stellen, ein Glücksfall der Szene, weil sie durch die Sturheit der Gebrüder Davies neben den Beatles, Stones und Who federführend am Fundament der britischen Popmusik mitwirkten. Warum der verspielte, fintenreiche, komplexe und glamouröse Pop ausgerechnet aus dem Vereinigten Königreich und eben nicht aus der Neuen Welt kam, erklärte Ray Davies dem *Spiegel* einmal mit der «Strenge und Härte der Nachkriegszeit, in der England wieder aufgebaut wurde, obwohl es uns an fast allem fehlte».

Vermutlich verstärkten genau diese Umstände den unsentimentalen Blick, den verspielten Humor, aber auch die mitleidlose Härte, von der die Musik der britischen Bands bis heute erzählt. «Grossbritannien ist ein kleines Land. Es verfügt über eine Boulevardzeitungskultur, die alle Dinge schnell zum Kochen bringt. Es ist wie ein Treibhaus.»

Und diesen Ton trifft die Musik von Ray Davies bis heute.



Hyperaktiv: Künstler Vital in jungen Jahren in New York.

Film

Vital in Not

Mark van Huisseling

Not Me – A Journey with Not Vital (CH, 2020)
Regie: Pascal Hofmann.

Der Film nehme uns mit auf einen soghaften Streifzug durch das bewegte Leben des Schweizer Künstlers Not Vital, steht im Dossier. «Der Regisseur spürt der Triebfeder des rastlosen Weltbürgers nach und stellt einen Dialog her zwischen den Motiven in seinem Werk, seinen kindlichen Träumen und den Einflüssen seiner wichtigsten Stationen Peking, Patagonien, Niger, Sent in Graubünden oder New York.»

Niger, Peking, Patagonien, Engadin

Es gibt also viel zu erzählen. Oder: Die Latte liegt hoch. Kommt dazu, dass einem auf Anhieb nicht besonders viele gelungene Filme über bildende Künstler einfallen. Was vielleicht damit zu tun hat, dass die Herstellung von Kunstwerken oft eine weniger ästhetische Angelegenheit ist, als man annimmt. Und Künstler wiederum sich häufig besser mittels ihrer Werke ausdrücken als mittels ihrer Worte. Dennoch ist das, was Pascal Hofmann in seinem zweiten Dokumentarfilm über einen Bündner Künstler – der erste, über den Film- und Opernregisseur Daniel Schmid, erschien 2010 – während 78 Minuten liefert, voll von Längen einerseits. Und andererseits arm an Informationen, die es dem Zuschauer ermöglichen, Vital als Künstler zu verstehen, als Unternehmer und Menschen kennenzulernen. Die gute Nachricht: Viele Bilder des Films, vor allem die Landschaftsaufnahmen, sind schön, einige davon sogar eindrucklich.

In Interviews erzählte der heute 73-jährige Vital, er sei ein hyperaktiver Junge gewesen, oft in seine Gedankenwelt versunken. Das hat er auch dem Filmemacher mitgeteilt, nachdrücklich, so sieht's aus (der Künstler stand für ein Gespräch mit der *Weltwoche* nicht zur Verfügung). Denn ein auf diese Beschreibung passender Junge spielt mit, er soll die Gedankenwelt des jungen Not in den Film tragen. Was diesem in meinen Augen nicht dient. Es macht die Handlung schwerfällig und ist ein wenig präntiös. Wie auch, dass der Protagonist immer (sogar in Innenräumen) Hut trägt – Beuys lässt grüssen – sowie Rätoromanisch spricht. Die Sprache sei wichtig für sein Selbstverständnis, sagt er einmal; einverstanden, dennoch kommt es mit der Zeit leicht gezwungen rüber.

Der Film ist grosszügig, wenn's um das Vermitteln von Stimmungen geht. Man sieht den Künstler in Niger, Peking, Patagonien und im

Was auf der Strecke bleibt, sind Informationen, die wichtig wären, um Not Vital einzuordnen.

Engadin. Ebenso Werke von ihm, beispielsweise eines seiner «Houses to Watch the Sunset». Solche Bilder müssen vorkommen, schliesslich lautet ein Gesetz des Bewegtbildmediums: «Show, don't tell» – zeige, erzähle nicht.

Was hingegen auf der Strecke bleibt, sind Informationen, die wichtig wären, um Not Vital einzuordnen. Hat er eine grosse Galerie, die ihn vertritt? (Recherchierte Antwort: Nein, mehrere kleine, darunter welche in Chur.) Gibt es Werke von ihm in wichtigen Sammlungen? (Es sieht so aus.) Ist er wirtschaftlich erfolgreich? (Ja, sehr.) Hat er ein Leben neben der Arbeit, eine Frau, Kinder? (Man weiss es nicht, erfährt es nicht ein-

mal bei Wikipedia. Immerhin gibt es einen zehn Jahre jüngeren Bruder, Architekt von Beruf, der bei den Bauten hilft, Quelle: *Weltwoche*.)

Fünfzig Mitarbeiter

Immer wieder sieht man im Film Werke einer Ausstellung. Es handelt sich dabei um die, meines Wissens, bisher erste und einzige grössere Vital-Show in der Schweiz, im Kunstmuseum Chur von 2017. Weshalb war die Ausstrahlung eines so fleissigen und, jedenfalls kommerziell, erfolgreichen Schweizer Künstlers bisher so bescheiden? Interessante Frage. Auf die der Film keine Antwort gibt.

Wer recherchiert, findet heraus, dass der Mann mit Hut aus Sent, der vor wenigen Jahren das fast acht Millionen Franken teure Schloss Tarasp kaufte (mit Hilfe einer französischen Bank), rund fünfzig Mitarbeiter beschäftigt, die seine Werke herstellen. Was für die Art-Stars des heutigen Kunstbetriebs nicht unüblich ist. Unüblich niedrig ist aber die *price range* seiner Stücke – ab 2500 bis 800 000 Dollar (Quelle: *Weltwoche*). Ist der Schluss zulässig, dass Vital die längste Zeit eher als Kunsthandwerker/Unternehmer auf oberster Flughöhe wahrgenommen wurde und seine Werke, etwa glänzende Skulpturen, am gegenüberliegenden Ende dessen angesiedelt waren, was man «Kuratoren-Kunst» nennt? Und falls ja, wie geht *l'artiste* damit um? Man erfährt es, Sie ahnen's schon, nicht.

Nach zirka zwei Dritteln der Laufzeit merkt selbst der Regisseur, dünkte es mich, dass er womöglich nicht zum Kern seines Objekts vordringen könnte – «Würde er meinen Film mögen?», fragte eine Stimme angespannt aus dem Off. Die Antwort des Protagonisten, aus dem Rätoromanischen übersetzt: «Da ist auch viel von dir drin.» Der Filmemacher nahm's als Kompliment. Ich bin nicht sicher, ob's eins ist.

Film

Delikate Dienste

Wolfram Knorr

Wanda, mein Wunder (Schweiz, 2020)

Regie: Bettina Oberli. Mit Agnieszka Grochowska, Marthe Keller, André Jung, Birgit Minichmayr, Anatole Taubman

In der Vorrede zu den «Räubern» erklärt Schiller, die Ökonomie des Schauspiels mache es notwendig, «dass mancher Charakter auftreten musste, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt und die Zärtlichkeit unserer Sinne empört». Schon 1781 war das gestelzt und geschraubt, als wollte sich Schiller für seine «ehrwürdigen Missetäter [. . .], die das abscheuliche Laster reizet» entschuldigen.

In Bettina Oberlis neustem und gelobtem Film «Wanda, mein Wunder» beschleicht einen ein ähnliches Gefühl beim Porträt der Zürcher Goldküstenfamilie Wegemeister-Gloor, einer Unternehmersdynastie, deren Glanz matt zu werden beginnt. Der siebzigjährige Patriarch Josef (André Jung) ist nach einem Schlaganfall ein Pflegefall, sein Sohn Gregi (Jacob Matschenz) soll den Laden übernehmen, ist aber so etwas wie die Antiklimax: Beim Geburtstagsfest zu Ehren des Vaters kriegt er den Mund nicht auf und flüchtet sich zu seinem Hobby, ausgestopften Vögeln.

Die Tochter Sophie (Birgit Minichmayr), Gattin eines Anwalts (Anatole Taubman), ist eine kinderlose Kratzbürste und die Matriarchin Elsa (Marthe Keller), eine ergraute Lady, stolz und zugleich erschöpft von ihrer dominanten Familienrolle. Wie ein Schwan bewegt sie sich durchs Auf und Ab der Kümernisse. Und die werden richtig turbulent durch die polnische

Pflegerin Wanda (Agnieszka Grochowska). Der gute Josef ist nämlich ihr Fall.

Rehäugig feilscht sie gleich mit der Hausherrin ums Honorar und hat bei der Ausrichtung von Josefs Geburtstagsfeier zu helfen. Gregi verknallt sich sogleich in Wanda, und Sophie schärft, ganz standesbewusst, sofort ihre Krallen gegen Wanda: Saison-Dienstleisterinnen haben die Klappe zu halten und keine Ansprüche zu stellen. Nur der ans Bett gefesselte Josef ist selig; statt am Fest zu seinen Ehren teilnehmen zu müssen, wird er von Wandas zarten Händen gepflegt. Sie ist nicht zum ersten Mal im Haus; eine andere musste gehen, Wanda zurückgeholt werden. Kein Wunder: Sie ist attraktiv und Josef zu Diensten, auch bei sehr delikaten Verrichtungen.

Die Lage ist also klar: Eine alteingesessene Geldadelfamilie, die an alten Privilegien hängt, braucht Personal. Dass Elsa ihren bettlägerigen Gatten nach langer gemeinsamer Ehe pflegen würde, ist eine Vorstellung, die nicht in ihr Welt-

Das «feinere Gefühl der Tugend beleidigen» (Schiller) – etwas davon hätte der Komödie angestanden.

bild gehört; dafür gibt es Bedienstete. Und so findet die Polin Wanda, die in ihrer Heimat nicht nur zwei Kinder, sondern auch ihre Eltern mit zu versorgen hat, bei der Familie Wegemeister-Gloor Arbeit und strapaziert sie ungehörig. Nicht ihre Geldforderungen, die die Tochter Sophie in höchstes Misstrauen versetzen, sind der Auslöser der Krise. Die Liebesdienste, die Wanda Josef erweist – gegen zusätzliche Honorierung, versteht sich –, sind es, die die Familie die Contenance verlieren lassen: Wanda wird schwanger, der Siebzigjährige nochmals Vater.

Elsas *classe supérieure*-Fassade bekommt arge Risse, sie ist tief gekränkt. Die sofort kampf-



Ein Sommernachtstraum: Agnieszka Grochowska als Wanda (Mitte).

Alben für die Ewigkeit



David Bowie: The Rise and Fall of Ziggy Stardust and the Spiders from Mars (1972).

Das Album erzählt die Geschichte von Ziggy Stardust, einem von Drogenexzessen gezeichneten Rockstar, dessen Anliegen an die Menschheit, die Verkündung der Botschaft von Liebe und Frieden, letztlich an seinem ausschweifenden Lebensstil scheitert. Parallelen zu Bowies Lebensstil in den 1970er Jahren sowie zum Archetyp des verdammten Messias sind naheliegend. Alles, was Bowie wurde, nahm hier seinen Anfang.

Musikalisch verschmelzen Amerika und England in diesem Album zum Superkontinent. Inspiriert von Marc Bolans Glamrock, Lou Reed und «A Clockwork Orange» wurde das 39-minütige Meisterwerk in zwölf Wochen eingespielt, produziert, arrangiert und verfeinert. Eine prägende Rolle spielte Multitalent Mick Ronson, der nicht nur für die extrem starken Gitarrenspuren zuständig war, sondern neben dem Piano und den Background-Vocals auch noch für das Komponieren und Arrangieren der Streicher verantwortlich zeichnete. Vom Weltuntergangsstimmung geprägten «Five Years» über das zum Sterben schöne «Lady Stardust», dem Klassiker «Ziggy Stardust» und dem ziemlich lebensmüden «Rock 'n' Roll Suicide» bis hin zum grandiosen Brecher «Starman» – eine Perle reihte sich an die andere. Kein einziger Füllersong, alles am richtigen Platz. Als die Produktion bereits abgeschlossen war, gab es «Starman» noch gar nicht. Da Bowies damalige Plattenfirma beim Abhören der Bänder keine Single zu finden schien, wurden alle nochmals zurück ins Studio geschickt, wo der Song dann nachträglich entstand.

Chris von Rohr

bereite Sophie wittert Erpressung, und Gregi ist dem Heulen nahe. Das ist sogar ein wenig nachvollziehbar: Da liegt sein Papa nach einem Schlaganfall darnieder, kann erst kein Glied, bis auf das eine, rühren, dann, kaum erfährt er, dass er Vater wird, wieder alle und entflucht dem Krankenbett! Und Sophie befürchtet sogleich, was ihr, der kinderlosen, aber rechtmässigen Tochter entgehen könnte: das Erbe! An das will Wanda ran!

Mit Heiligenschein

Will sie natürlich nicht. Wir leben in Zeiten totaler Korrektheit, in denen wird über Polen nicht gelästert – von Polenwitzen (wie noch zu Zeiten von Harald Schmidt) ganz zu schweigen. Und genau daher rührt das Ärgernis. Bettina Oberli und ihre Autorin Cooky Ziesche («Halbe Treppe») haben den beliebten Plot vom Fremden, der in eine Familie eindringt und ihre Harmonie als Heuchelei entlarvt, leider nicht toxisch durchtränkt. Wanda ist die Nächstenliebe in Person, und vermutlich würde sich niemand wundern, erschiene sie plötzlich mit Heiligenschein, hochschwanger und sanftmütig lächelnd, als wollte sie anheben: «Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.»

Denn als hätte sie es wirklich gesagt, kommen am Ende (fast) alle ins Himmelreich, in den Garten des Goldküstenanwesens: Wandas Kinder, ihre Eltern – und die Wegemeister-Gloors sind voller Nachsicht und guter Hoffnung. Ein Sommernachtstraum! Nur den späten Vater hat's dahingerafft. War wohl doch etwas zu viel.

Das Ensemble ist prima, es gibt nichts zu meckern, aber es fehlt einfach an scharfem Witz. Das «feinere Gefühl der Tugend beleidigen» (Schiller) – ein bisschen davon hätte der Komödie angestanden und sie spannender gemacht. Die interessanteste Rolle hat Marthe Keller. Schade, dass ihre Figur nicht stärker als Wanda-Kontrast herausgearbeitet wurde. Aber das hätte wohl die «Tugend» herausgefordert.



Wie das Leben so spielt ...



Täglicher Überlebenskampf: Künstlerin Soupault.

Kunst Lebenshungrige Avantgardistin Rolf Hürzeler

Ré Soupault: «Es war höchste Zeit ...»
Universitätsbibliothek Basel. Bis 15. September

Eine junge Frau hält einen kleinen Spiegel in der Hand; sie konzentriert sich auf ihren Lippenstift. Die intime Geste macht sie verletzlich, die kräftigen Oberarme zeugen indes von Widerstandskraft. Die deutsch-französische Künstlerin Ré Soupault hat das Schwarzweissfoto 1939 im Quartier réservé von Tunis aufgenommen, dem Stadtteil der Prostituierten. Mit nüchternem, analytischem Blick, ohne eine Spur von Sozialkitsch dokumentierte sie die Frauen.

Das Bild ist in der Ausstellung «Es war höchste Zeit ...» zu sehen. Diese erinnert an Ré Soupault (1901–1996), eine aussergewöhnliche Künstlerin, die nichts ausliess, was ihr das Leben bot. Dennoch hatte sie bis ins hohe Alter nicht genug: «Man muss wohl wiedergeboren werden, wenn man das Leben gewinnen will», lautet eines der Zitate von ihr in der Schau der Basler Universitätsbibliothek.

Ré Soupault wuchs in Pommern auf und besuchte am Bauhaus in Weimar den Unterricht von Johannes Itten. Wie viele ihrer Generation zog sie in der Zwischenkriegszeit nach Paris, wo sie sich von den Künstlerkreisen angezogen fühlte. In dieser Zeit betätigte sie sich als Modedesignerin. «Alle meine Kleider sind verwandlungsfähig», lautete ihr Credo. So entwarf sie ein Kleidungsstück, das die damals moderne Frau tagsüber im Büro trug und nach der Arbeit mit wenigen Handgriffen in ein Abendkleid umformen konnte – wenn auch kein glamouröses. Sie arbeitete in Modefragen intensiv mit ihrer Freundin Helen Hessel, einer Journalistin, zusammen. Helen war die Frau des Schriftstellers Franz Hessel, im Truffaut-Film «Jules et Jim» wurde ihr als umworbener Catherine ein Denkmal gesetzt. In ihrer Pariser Zeit gehörte Ré Soupault zur europäischen Avantgarde rund um das legendäre «Café du Dôme» im Stadtteil Montparnasse.

Versöhnlicher Abschluss

Ré Soupault filmte in jungen Jahren selbst. Die Ausstellung zeigt einen herausragenden Experimentalfilm, an dem sie als junge Frau gestalterisch mitwirkte. In Paris fand Ré Soupault die Liebe ihres Lebens, den surrealistischen Schriftsteller Philippe Soupault, den sie

heiratete. Die beiden zogen quer durch Europa, um Reportagen zu schreiben. Kurz vor dem Krieg erhielt Soupault von der Pariser Volksfront-Regierung den Auftrag, in Tunesien eine Radiostation aufzubauen. So kam das Paar nach Tunis – und konnte 1942 in letzter Minute vor der Wehrmacht flüchten. Sie reisten über Algerien nach New York, wo sie sich für Jahre trennten.

Die Basler Ausstellung dokumentiert diese Stationen anschaulich. Sie bringt dem Besucher nicht nur die Persönlichkeit dieser aussergewöhnlichen Frau nahe. Sie illustriert vielmehr den täglichen Überlebenskampf jener Generation.

Nach dem Krieg kam Ré Soupault nach Basel. Sie war bettelarm und wurde in der Stadt nicht heimisch, zog von Wohnung zu Wohnung. Als sie 1951 endlich eine Bleibe gefunden hatte, kam es zu einem Brand, und sie musste weiterziehen. 1956 verliess sie die ungeliebte Stadt und verbrachte mit ihrem alten Ehemann Soupault die letzten Jahrzehnte in der Nähe von Paris. Der versöhnliche Abschluss eines Lebens im Tumult.

Pop Drachen und Vögel Anton Beck

Twenty One Pilots: Scaled and Icy.
Fueled By Ramen.

Twenty One Pilots' letztes Album, «Trench» (2018), war so gut, dass, was auch immer danach kam, in Gefahr war unterzugehen. «Trench» hatte alles: ein textliches Konzept der verlorenen Seele in einer grossen, ach so grossen Welt, diese Mischung aus Pop und Rap sowie eine Ästhetik, die zwischen Apokalypse und Hoffnung hing. Als kleines Detail zogen sich die Farbe Gelb und ein schwarzer Vogel, der auch das Cover prägte, durch nahezu alle Musikvideos. Das Duo Tyler Joseph und Josh Dun aus Ohio, bekannt geworden durch die Radio-Hymne «Stressed Out» (2015), hatte es also schwer, in die eigenen Fussstapfen zu treten. Und tatsächlich versagt «Scaled and Icy» im Vergleich gnadenlos.

Das Ganze beginnt mit «Good Day», einer ironischen Ballade, die klingt, als sei sie für einen Werbespot geschrieben worden, in dem Menschen in strahlend weissen Hemden durch saubere Städte laufen. Während Singles wie «Shy Away» dann schon näher an den bekannten, nervösen und etwas deprimierten Twenty-One-Pilots-Sound herankommen, wirken sie dennoch zu getrimmt, zu sauber und vorhersehbar, als dass sie an die Qualität alter Songs anschliessen könnten. Dieser Gedanke

kommt schliesslich bei fast jedem einzelnen der elf Lieder von «Scaled and Icy» auf.

Die einzige Ausnahme bildet das Lied «Redecorate», ein Rap-Song, der den Dämmerzustand, mit dem die Band berühmt wurde, einfängt und einen als Hörer mit diesem apokalyptischen Gefühl konfrontiert, das irgendwo zwischen Sehnsucht und Vorsicht angesiedelt ist. «Trench» brachte dieses Gefühl auf den Punkt, das ganze Album hörte sich an wie eine endlose Jugend im kalten Nordosten der USA, dort, wo die Winter lang und die Städte, in die man pendelt, gesichtslos sind. Passend dazu malt sich Sänger Tyler Joseph an den Konzerten oft den Hals und die Hände schwarz an.

Album wie ein Fabelwesen

Dass dieses deprimierende Bild keines ist, das eine Band dauerhaft verkörpern möchte, ist nachvollziehbar. Ein positiv gestimmtes Gegenbild zu den bisherigen Alben wäre daher durchaus ein interessantes Experiment gewesen. Doch «Scaled and Icy» vermag das nicht. «Mulberry Street» ist wohl mit lauten Piano-Akkorden, Trompeten und der wiederholten Phrase «Keep your bliss, there's nothing wrong with this» am ehesten das, was einem sorglosen Song ähnelt. Der Rest lässt sich schwer fassen,



Gewöhnliche Art: Joseph (l.), Dun.

ist weder Fisch noch Vogel – auf eine sehr gewöhnliche Art und Weise. Nichts, an das man sich, würde es im Hintergrund einer Party laufen, am nächsten Morgen erinnerte.

Der Titel des Albums ist laut Joseph eine Referenz auf die Phrase «scaled back and isolated» – passend zur Pandemiesituation. Er habe ein Album schreiben wollen, das ihm etwas gebe, um zu flüchten, so Joseph. Doch weder klingen die Songs nach Isolation noch nach dem Gegenteil. Letztlich ist das Album genau das, wonach es aussieht: ein Fabelwesen. Als hätte man nach dem Vogel, der «Trench» optisch begleitete, nach einem neuen Wappentier gesucht, und weil sich kein passendes finden liess, wick man auf ein Fantasy-Geschöpf aus, auf den blauen Drachen, der das Cover von «Scaled and Icy» zielt.

Jazz Umwege zum Urtext Peter Rüedi

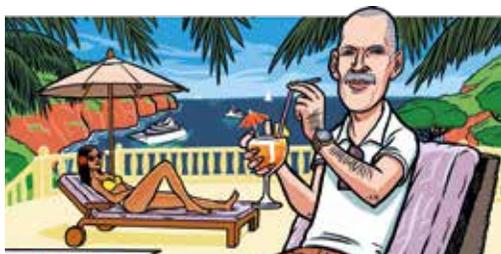
Tom Rainey Obligato (Ralph Alessi,
Ingrid Laubrock, Jacob Sacks, Drew Gress):
Untucked in Hannover. Intakt CD 360.

Noch ein Album mit Standards? Gemach. Wenn sich Tom Rainey, geboren 1957 in Los Angeles – heute einer der kreativsten Schlagzeuger überhaupt, trotz stilistisch vielfältigsten Engagements eher bekannt als Vertreter von intensiv-expressivem Free Jazz – mit Liedern aus dem «Great American Songbook» beschäftigt, hat er anderes im Sinn als eine reibungslose nostalgische Übereinkunft mit dem populären Gemeingut vergangener Zeiten. Seine Gruppe mit der Saxophonistin Ingrid Laubrock, dem Trompeter Ralph Alessi, Kris Davis (auf der jüngsten CD: Jacob Sacks) am Piano und Drew Gress am Bass nennt sich Obligato. Das meint in der Barockmusik eine verpflichtend ausgeschriebene Solostimme, im Jazz dagegen «denken die meisten bei dem Wort an einen Saxophonisten, der hinter einer Sängerin spielt».

«In dieser Band», fährt Rainey fort, «ist dies allerdings die Rolle von jedem Beteiligten, auch wenn tatsächlich keiner in einer bestimmten Funktion verhaftet werden soll.» Wie etwa die «Obligato»-Klarinette im New Orleans Jazz. Etwas vom sprühenden Vergnügen der kollektiven Improvisationskunst des alten Jazz ist in diesen Übersetzungen alter Vorlagen in das entgrenzte Vokabular des freien Jazz allerdings übergesprungen. «Untucked in Hannover» ist der dritte Versuch von Rainey & Co. in dieser Kunst, zum ersten Mal im Rahmen eines fulminanten Live-Auftritts.

Dabei geht es dem Quintett keineswegs um «postmoderne» Dekonstruktion der alten Vorlagen (die allesamt schon Themen der vorangegangenen Studioproduktionen waren). Die meisten der acht Interpretationen beginnen wie Vexierspiele, bei denen der geneigte (und mit den Originalen vertraute) Zuhörer in den polyfon verknäuelten Melodielinien (keiner ist nur Solist, keiner nur Begleiter) eine mähliche Ahnung von der Blaupause des Themas entwickelt, bevor ihm am Ende das Rätsel aufgelöst wird. So beim Allzeit-Hit «Stella by Starlight». Manchmal aber (am schönsten in den grossen Balladen «What's New» und «I Fall in Love Too Easily») wird in der sensiblen Behutsamkeit von Laubrocks lyrischem Saxofon und der tastenden Zärtlichkeit von Alessis Trompete, auch im kongenialen Piano von Sacks, so etwas spürbar wie eine (kaum eingestandene?) Sehnsucht nach dem Urtext.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Pille für den Mann

Mark van Huissing

Als ich diese Zeilen schrieb, dauerte es noch neun Tage bis zum Beginn der «Uefa Euro 2020», wie die bevorstehende Fussball-Europameisterschaft offiziell heisst. Gemessen an der Menge der bisher veröffentlichten Beiträge dazu in Zeitungen, Zeitschriften und auf World-Wide-Web-Newsportalen, die MvH nutzt, könnte es aber auch noch neun Wochen dauern. Oder neun Monate. Mit anderen Worten: Stell dir vor, es ist fast Fussball-EM, und keiner schreibt/spricht bisher darüber. (Sie sehen, aufmerksame Leserin, aufmerksamer Leser, ich bin vorsichtig – könnte ja sein, dass in den Tagen bis zum Erscheinen von MvHs Kolumne eine Berichterstattungslawine losgetreten wird.)

Was ich meine und was mir fehlt, sind *pre event*-, also Vorberichte wie – Ausnahme, die die Regel bestätigt – am vorvergangenen Wochenende in der *NZZ am Sonntag* mit der Überschrift «Schweizer Lexikon» (Unterzeile «Alles, was Sie über das Nationalteam wissen müssen»). Artikel also, die das Feinstoffliche beschreiben sozusagen und dadurch Vorfreude schaffen. Nicht Nach-Match-Protokolle wie «Österreich verliert gegen Nordmazedonien 0:1, Freistoss-tor nach einer halben Stunde aus weiter Entfernung war Sonderklasse» – wer will das danach lesen? Die, die's interessiert, haben das Spiel verfolgt, als es stattfand, respektive sich zeitnah die Highlights im WWW angeschaut.

Früher war nicht alles besser, beim Eid nicht, findet Ihr Kolumnist, wie seine Nutzer vielleicht wissen. Doch das Antichambrieren eines Super-Mega-Anlasses wie der Fussball-EM, die, was Zuschauerzahlen angeht, bloss noch von der Fussball-Weltmeisterschaft

übertroffen wird, betrieben meine Kollegen in der Vergangenheit leidenschaftlicher und stärker. Einige wenige Beispiele aus einer Vielzahl, unauslöschlich in meinem Langzeitgedächtnis gespeichert: «Die Pille für den Mann», Cover-Headline *Süddeutsche Zeitung Magazin* (mit Ball), «Gott ist rund. Die Kultur des Fussballs», Titel von Dirk Schümers Buch, bei Suhrkamp erschienen, oder «Vom Wallungswert einer Nationalmannschaft», Leitartikelüberschrift der *Weltwoche* von 1996, als diese noch eine Zeitung war, von, kein Witz, *Ihrem Kolumnisten yours truly*.

Es gab tatsächlich eine Zeit, in der es unter Gebildeten (sowie Eingebildeten) als schick galt, sich für Fussball zu interessieren beziehungsweise was davon zu verstehen. Marcel Reif, ein Schweizer Sportkommentator aus Polen, bekam 2003 den Adolf-Grimme-Preis, eine Fernsehsendungsauszeichnung, für seine Berichte von der Fussball-WM im Jahr zuvor. Die Schriftsteller Pedro Lenz oder Lukas Bärfuss warben mit ihrem Sachverstand betreffend das ehemals vor allem von Mitgliedern der Unterschicht, Pardon: bildungsfernen Schicht beachtete Spiel für ihr Verständnis der Volkseele. Und viele Gescheite meinten, Günter Netzer, ein ehemaliger deutscher Nationalspieler, sei ein Denker – wie sonst hätte er «aus der Tiefe des Raumes» kommen können? Der Satz, nebenbei, ist von einem Feuilletonredaktor der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und Netzer vielleicht bauernschlau, aber wirklich kein Intellektueller (ich war mit ihm *socially* ein wenig bekannt).

Doch dieses Jahr herrscht – bis jetzt – Stille im öffentlichen Raum wie im Stadion während eines Geisterspiels. Weshalb das so ist? Keine

Mir scheint, dass heuer sogar der Panini-Bildli-Tausch, der in der Vergangenheit das Ding war, lahmt.

Ahnung. Vielleicht, weil die Meinungs- und Stimmungsmacher mit anderem, Wichtigerem beschäftigt sind – Pandemiefolgen, Rahmenabkommen-Ende, Auswirkungen der Handelsstreitigkeiten zwischen Amerika und China ...

Andererseits, wann, wenn nicht in dieser ernstesten Lage, ist Eskapismus gefragt, sind kleine Fluchten nötig? Ich weiss es nicht. Mir scheint, dass heuer sogar der Panini-Bildli-

Tausch, der in der Vergangenheit bei Kindern jeden Alters *das Ding* war, lahmt. Und ich wünsche mir fast den doofen Einzeiler zurück, den jeder Schweizer Journalist, der über grosse Turniere schrieb, an denen unsere Nati dabei war, wenigstens einmal brachte: «Wir haben keine Chance, packen wir sie.»

Wenn wir's davon haben: Morgen Freitag gibt's den Match Türkei gegen Italien («Kebab-Pizza-Knaller»), am Samstagnachmittag dann Wales gegen die Schweiz («Barrage in Baku») und am Dienstag, 15. Juni, Frankreich gegen Deutschland («vorgezogener Final»).



UNTEN DURCH Milch aus der Pyramide Linus Reichlin

Wer kann sich an die Tage erinnern, als die Milch noch dreieckig war? Man konnte irgendeins der drei Zipfelchen der Pyramide mit einer Schere abschneiden, man hatte freie Wahl. Aber man durfte nicht zwei Zipfelchen gleichzeitig abschneiden, denn dann lief die Sache aus dem Ruder. Als ich Kind war, galt täglicher Milchkonsum als Grundvoraussetzung für ein späteres Studium an einer Schweizer Universität. Die Eltern und Lehrer konnten sich nicht vorstellen, dass ein Kind, das keine Milch trank, es in seinem Leben weiter als bis in die Sozialdemokratische Partei der Schweiz bringen würde.

Wenn man als Kind damals den Kühlschrank öffnete, sah es darin aus wie im ägyptischen Gizeh: viele Pyramiden, und links und rechts davon Cola-Flaschen. Aber die Cola bekam man erst, wenn man eine Pyramide geleert hatte. Am Samstagabend trank sogar der Vater Milch, da sie, wie man im Radio hörte, ihn munter machte, falls er müde war, und das war er immer.

Und wenn die Milch sogar ihn munter machte, der nun wirklich ein menschlicher Kartoffelsack war, um wie viel munterer machte sie dann erst uns Kinder! Wir waren nach so viel Milch gar nicht mehr zu bändigen. Uns piff das überschüssige Kalzium zu den Ohren raus wie der Dampf aus einem heissen Teekessel.

Die Überdosis an Laktose befeuerte unsere Fantasie so sehr, dass der Vater seine «Playboy»-Heftchen im Garten vergraben musste, damit wir nicht den *centerfold* rausrissen. Unsere permanente Übersättigung mit Milcheiweiss führte zu einem sehr hohen Serotoninspiegel, der bewirkte, dass wir gleichzeitig sehr glücklich und sehr schläfrig waren. Selig lächelnd nickten wir im Schulunterricht ein. Es sah nicht so aus, als würden es viele von uns an die Universität schaffen. Unseren Eltern und Lehrern dämmerte, dass sie sich womöglich fundamental geirrt hatten. In den Zeitungen erschienen nun Berichte darüber, was die Milch im Körper von Kindern anrichtet.

Wer seinem Kind heute einen Becher Milch hinstellt, muss sich die Frage gefallen lassen, warum er ihm nicht gleich eine Zigarre in den Mund steckt. Als meine eigenen Kinder einmal Milch probieren wollten, sagte ich: «Seid ihr verrückt? Wollte ihr später auf die Universität, oder wollt ihr die Arbeit machen, die ich mache?» Das brachte sie sofort zur Vernunft. Wie wild tranken sie Orangensaft und Apfelsaft, und heute ist der eine Jurist und die andere Molekularbiologin. Allerdings nennen sie die viereckigen Packungen mit Apfel- oder Orangensaft Tetrapack. Das erfüllt mich jeweils mit einer gewissen Schadenfreude. Ich mag ein Milchsäufer gewesen sein, aber ich weiss wenigstens, dass «tetra» pyramidenförmig bedeutet. Abgesehen davon wissen meine Kinder natürlich das Doppelte von dem, was ich weiss – das ist ja auch kein Wunder. Ich habe mal ausgerechnet, dass sie im Verlauf ihrer Kindheit Fruchtsäfte im Wert von 14 000 Franken getrunken haben. Dieselbe Menge Milch hätte nur die Hälfte gekostet. «Aber dann wären sie heute nicht so erfolgreich», sagte ich zu meinem Freund Bruno.

«Unsinn», sagte Bruno, «ich habe als Kind Milch getrunken wie Wasser, und es hat mir nicht geschadet.» – «Und heute trinkst du Bier wie früher Milch», sagte ich, «aber Milch trinkst du nicht mehr. Auch nicht fettarme.» – «Und was soll das beweisen», sagte Bruno,

«überleg doch mal: Warum saugt die Kuh nicht an ihrem Euter?» – «Weil sie nicht hinkommt», sagte ich, «und weil sie gehört hat, dass angeblich Östrogen drin ist.» – «Falsch», sagte Bruno, «sie tut's nicht, weil sie weiss, dass es für alles im Leben eine Zeit gibt.» Mag sein. Aber es gibt auch Zeiten, die vorbei sind: Welten, die untergehen, Milchbecher, die getrunken sind.



FAST VERLIEBT

Weibliche Schwarmintelligenz

Claudia Schumacher

Meine Freundin brachte eine neue Kollegin mit, und dann sassen wir zu dritt auf der Wiese, jede ein Stück Kuchen vor sich. «Ist es nicht seltsam, dass er in diesem Jahr noch keinen romantischen Abend vorgeschlagen hat?», fragte meine Freundin. Überforderung im Job und zu wenig Zeit füreinander, die mysteriösen Flatulenzen, die er neuerdings hat: Wir brauchten etwa eine halbe Stunde, bis wir ihren aktuellen Beziehungsärgern einmal durchgesprochen hatten.

«Und wie läuft es bei euch so?», fragte meine Freundin im Anschluss ihre Kollegin. «Gut», sagte die Neue – und dann nichts mehr. Sie schob sich ein grosses Stück Kuchen in den Mund, als meine Freundin misstrauisch nachhakte: «Ach komm schon, irgendwas ist immer!» – «Mag sein», antwortete die Neue, «aber ich rede nicht gern über meine Beziehungen.» Es war eine unerhörte Antwort aus dem Mund einer Frau.

«Verklemmt» nannte meine Freundin ihre Kollegin, als diese gegangen war. Auch wenn ich ihr Urteil nicht teilte, konnte ich ihren Schock verstehen: Eine Frau, die nicht gern über ihren Mann spricht – wo gibt es denn so was?

Die meisten Frauen reden nur zu gerne über Männer: ihre Partner, ihre Chefs. Diese Prägung

aufs Gegenüber beginnt offenbar früh. Eine junge Mutter erzählte mir neulich, ihre Tochter interessiere sich nur für Menschen, denke dauernd über Soziales nach – während ihr Sohn sich für Dinge interessiere: die Steinzeit, Motoren, Vögel.

«Ich finde die Haltung deiner Kollegin super», sagte ich zu meiner Freundin: «Frauen sollten mehr über Politik und Geld reden und weniger über Männer.» – «Spinnst du?», fragte meine Freundin rhetorisch und setzte zu einem Vortrag an: Wir hätten in Beziehungen doch nur deshalb so oft das Sagen, weil wir uns strategisch gegenseitig berieten. Weil wir Frauen nicht nur unsere eigenen Beziehungsstreits führten, sondern auch die all unserer Freundinnen. «Ich nenne es die weibliche Schwarmintelligenz der Liebe. Und es ist eine Superkraft!», steigerte sie sich in ihre Überzeugung hinein.

Tatsächlich konnte ich in praktisch allen Beziehungen, die ich bisher geführt habe, meine Freundinnen anrufen, wenn etwas schwierig wurde. Gleichzeitig bin ich ziemlich sicher, dass die Männer das nie getan haben. In einem so wichtigen Lebensbereich wie der Liebe keine Unterstützung von aussen zu bekommen, keinen Rat und keine Hilfe: Das stelle ich mir ein bisschen traurig vor und bestimmt manchmal einsam.

«Siehst du», sagte meine Freundin, als ich so laut vor mich hin dachte und sie mich schon halb vom Wert unseres Beziehungsgeschnatters überzeugt hatte: «So blöd sind wir doch gar nicht.» Ausserdem habe sie ja nie gesagt, dass wir nicht auch über Geld reden könnten: «Schiess los!» – «Sprichst du Krypto?», fragte ich. Da lachte sie nur. «Okay, erwischt», meinte sie, «darüber redest du vielleicht doch besser mit meinem Mann.»



«Und ich hatte mich so auf die Folge mit der TV-Wandbefestigung gefreut...»

Das Leben beginnt um 18 Uhr

Wenn die Bar zum eigenen Biotop wird.



Mehr Ekstase als Einsamkeit: «Barfly» mit Faye Dunaway, Autor Bukowski, Mickey Rourke.

Jahrelang hielt ich Bars für die vielleicht einzige Erlösung im Tohuwabohu des Daseins. Ich hielt sie für einen Ort auf der Welt, der besser war als die Welt selbst, und ich verbrachte mein Leben damit, das Paradies unter all den Tresen zu finden. Ich reiste nach Madrid ins «Chicote», nach Venedig in «Harry's Bar», sass nächtelang in Berlin im «Reingold», trank in Paris in der Bar des «Hôtel Ritz», setzte mich auf Hemingways Hocker ganz in der Ecke am geschwungenen Tresen der «Closérie des Lilas» und arbeitete alleine und manchmal mit Paul Nizon an der süßen Verflüssigung des Seins.

Ich konsumierte Drinks und mich selber, Fremde wurden zu Freunden, zu Brüdern für eine Nacht. Draussen war das gleichförmige kleine, grosse Elend des Weltenlaufs, drinnen waren Femmes fatales und Reisen im Kopf nach überallhin. Ich schrieb ganze Romane während der Dauer eines Wodka Tonics und sinnierte dann, wenn die Nacht immer dunkler wurde und der Geist lichter, über Zitate von Frank Sinatra nach; dass die Welt besser ist, wenn sie ein paar Drinks zurückliegt, und dass das Beste noch kommen und nicht gut sein wird. Ich glaubte an das Lebendige im Kaputten und hielt mich für einen grossartigen Lebenskünstler.

Warten auf den Abend

Spät erst bemerkte ich, dass die Schattenseite einer Leidenschaft die Sucht ist. Der Tag wurde zu einem Warten auf den Abend, das Leben

etwas, das um 18 Uhr begann, die Zeit, in der die Oasen für all die Tagediebe und Selbstbetrüger öffnen. Der Rest war Warten. Ich lebte damals in Berlin, das machte das Warten erträglich, weil Berlin eine Stadt ist, in der alle auf irgendetwas warten, meistens auf sich selbst, und dass es klappt damit. So sass alle tagsüber in irgendwelchen Cafés, frühstückten um 14 Uhr, redeten über ihre Projekte, bis die Dämmerung des Himmels – nur des Himmels – am Horizont erschien, und dann kam die Bar und irgendwann der grossartige Moment der euphorischen Verdichtung der Sehnsüchte. Danach kamen, je nach Formstand, coole Moves auf dem Parkett, Ekstase oder diese laute Stille, die auf dem Grund der eigenen Einsamkeit herrscht.

Wer die Bar zu seinem Biotop macht, erlebt anfangs viel mehr Ekstase als Einsamkeit, weil er seine Einsamkeit abgibt beim Betreten der Bar. Auch wenn er bloss dasitzt mit den Armen auf dem Tresen, leicht gebückten Schultern und den Blick auf das Glas vor sich gesenkt oder erhoben zu all den Flaschen auf dem Gestell vor sich, fühlt er sich lebendig. Er selbst ist sich wie ein Sedativ, das die Wogen des jedem Menschen innewohnenden kleinen Wahnsinns glättet, das seine Zweifel ertränkt und seine Lügen hinwegspült. Er wird zum Erzähler und Träumer seiner eigenen Geschichten, zum Sammler eigener Welten, zur dennoch luziden Gegenwart seiner Selbst und gleichzeitig zum Rei-

senden in seine vergangenen und künftigen Kontinente.

Schwer zu sagen, wie lange diese schöpferische Phase bei notorischen Bargängern und Trinkern anhält. Sicher ist nur, dass sie endet, eher früher als später. Weil man Raubbau in seinen diversen Minen des Daseins betrieben und mit einem Presslufthammer noch die kleinsten Diamanten freigelegt hat, so winzig zum Schluss, dass man sie kaum zwischen den Fingern halten konnte. Das ist der Lauf des Lebens am Tresen; nach der erfrischenden Selbstaussaubung begreift man langsam, dass da keine Ader mehr sein wird, die neues Funkeln bringt. Okay, sagt man, *that's fucking life*, und wechselt zunächst mal die Bar, was aber nur sehr, sehr kurzfristig Linderung bringt.

Plötzlich treibt man Sport

Dann trinkt man mehr, noch mehr, aber die Verweildauer im künstlichen Elysium wird trotzdem immer kürzer, und irgendwann sitzt man nur noch besoffen da, und wo einst ein ganzer Ozean lockte, ist nur noch ein sumpfiger Tümpel, gefüllt mit Selbstmitleid. Dann ist es an der Zeit, den Bars dieser Welt Lebewohl zu sagen, weil die Welt sonst Lebewohl zu einem sagt. Man tut dann Dinge, die sich seltsam anfühlen, trinkt nicht, treibt Sport und ernährt sich nicht mehr von Erdnüssen. Man tut viel, um die Traurigkeit abzuwenden, dass Bars nie mehr eine Erlösung vom Tohuwabohu des Daseins sein werden.

«Ich liebe Wasser»

Claudia Rufer war Spitzen-Synchronechwimmerin. Heute gibt sie ihr Wissen an Schüler weiter.

Ich bin bei der Schule Burgdorf als Schwimmlehrerin angestellt. Im Hallenbad versuche ich, über tausend Kindern und Jugendlichen das Schwimmen näherzubringen. Mein Ziel ist es, dass nach neun Schuljahren alle mindestens eine Viertelstunde lang schwimmen können, zudem müssen sie das Wissen über Crawl, Rücken-Crawl und Brustschwimmen haben. Dieses Lernziel verpassen die wenigsten; wer aber nicht lernen will oder Mühe mit Wasser hat, fällt durch. Wenn ich sehe, wie meine Schüler Fortschritte erzielen, gibt mir das Glücksgefühl. Und ich liebe das Wasser, es ist mein Element.

Streben nach Perfektion

Ich begann früh zu schwimmen. In Mühleberg BE schickten mich meine Eltern in Kinderschwimmkurse. Dann begann ich mit Wettkampf-, mit zehn mit Synchronechwimmen. Ich brachte es bis in die Nationalmannschaft und war an zwei Europa- und einer Weltmeisterschaft. Mit 21 Jahren beendete ich meine Karriere, weil ich mit dem Sport kein Geld verdienen konnte.

Synchronechwimmen hat mich geprägt: Ich lernte durchzubeissen und dass man, wenn man etwas erreichen will, das auch schaffen kann. Ich strebte nach Perfektion, auch wenn das für mein Leben nicht immer förderlich war. Man lässt vieles mit sich geschehen. Wenn ich die zittrigen Beine nicht mehr über Wasser halten konnte, gab es einen Zusammenschiss. Ich gab alles, auch für die Figur. Das Gewicht war immer ein Thema. Ich ass möglichst wenig. Es war allerdings noch nicht so krass wie bei meiner mittleren von drei Töchtern: Sie hatte griechische Trainerinnen, die ihr extrem auf die Finger schauten. Sie durfte nichts Süßes essen, auch kein Brot. Nur wer wirklich fasziniert ist, betreibt diesen Sport. Die Kombination von Wasser, Musik und Artistik ist grossartig. Daher zog ich den Sport der beruflichen Karriere vor. Nach einem Jahr brach ich das Gymnasium ab. Weil ich gerne technisch zeichnete, lernte ich Hochbauzeichnerin. Es war aber nicht mein Ding. Also wurde ich Schwimmlehrerin.

Erst leitete ich Kinderschwimmkurse, machte alle J+S-Kurse und Praktika. Das dauerte drei Jahre. Seit 2008 leite ich das Schwimmressort in Burgdorf. Ein guter Schwimmer zeichnet sich durch Wassergefühl aus, Körperspannung und Gleiten. Vor allem die Atmung ist wichtig,

speziell das Ausatmen unter Wasser. Wer beim Crawl und Brustschwimmen nicht *rausblötel*, ist nach einer Länge kaputt. Die Einstellung meiner Schüler hat viel mit den Eltern zu tun: Wird dem Kind eingetrichtert, ja nicht ins Tiefe zu gehen, hat das Folgen. Besonders ängstlich sind jene, die auch in der Schule oder motorisch einen Knorz haben. Schülerinnen und Schüler, die ein paar Kilos zu viel haben, sind im Wasser meist gut aufgehoben. Anders als im Turnen können sie dort auch vorzeigen.



«Mein Element»: Claudia Rufer, 53.

Buben wollen immer Vollgas geben, anstatt die Technik zu lernen. Und Mädchen *schnädere* lieber, als Längen zu schwimmen. Wer sich ganz weigert, muss nachschwimmen – meistens sind das zwei bis vier Mädchen. Wer aus religiösen Gründen den Kopf nicht ins Wasser halten will, hält ihn oben und schwimmt so. Die Probleme im Schwimmunterricht sind vielfältig: Mädchen, die pubertieren, haben irgendwann ihre Tage; Hemmungen haben die meisten – vor allem, wenn sie etwas pummelig sind. Die Figur kann ein riesen Hindernis sein: In gemischten Klassen kommen die Mädchen meist im Badetuch eingewickelt. Mädchen und Buben sind oft mehr mit sich als mit dem Schwimmen beschäftigt. Dieses Spiel kann ich gerade ganz gut verstehen. Seit kurzem bin ich frisch verliebt, das finde ich total cool.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Pressekonferenz

Berset: Meine Damen und Herren, wir haben es geschafft.

Journalistin: Was soll das heissen?

Berset: Die Massnahmen haben gewirkt.

Journalistin: Was wollen Sie damit sagen?

Berset: Die Pandemie ist vorbei.

Journalistin: Dann kann die Bevölkerung endlich aufatmen?

Berset: Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht für die Bevölkerung.

Aber lassen Sie mich erst einmal rekapitulieren, was wir im letzten Jahr alles erreicht haben. Im Jahr 2020 haben wir erfolgreich die Grippe besiegt. Alle Grippeviren sind verschwunden.

Journalistin: Auch die Influenzaviren?

Berset: Auch die Influenzaviren.

Journalistin: Auch die anderen Coronaviren?

Berset: Auch die anderen Coronaviren. Das einzige Virus, welches das Jahr 2020 überlebt hat, ist das Covid-19-Virus.

Journalistin: Aber in den Statistiken des Jahres 2020 erkennt man doch deutlich die Kurven der üblichen Grippewellen.

Berset: Ja, aber wie Sie wissen, waren das keine Grippewellen, sondern Coronawellen.

Journalistin: Das Covid-19-Virus hat die gleichen Wellen verursacht wie vorher die Grippe?

Berset: Ja, und das zeigt, wie gefährlich dieses Virus gewesen sein muss. Denn dieses eine Virus hat ganz alleine die gleichen Grippewellen verursacht wie vorher die Grippe.

Journalistin: Also alle Grippeviren zusammen?

Berset: Genau.

Journalistin: Aber jetzt ist auch diese Pandemie vorbei?

Berset: Dank unseren Massnahmen.

Journalistin: Heisst das, das Covid-19-Virus ist ausgerottet?

Berset: Ja. Das ist die gute Nachricht.

Journalistin: Und die schlechte?

Berset: Die Grippe ist zurück.

Andreas Thiel

Blick auf See und Alpen

Restaurant Buech, Forchstrasse 267,
8704 Herrliberg. Tel. 044 915 10 10.
Sieben Tage offen

Wir sind voller Widersprüche: Jetzt haben wir einen guten Monat auf Terrassen geschlortert und nach schnellem Öffnen der Restaurantinnenräume gerufen – und nun, wo es endlich warm und schön geworden ist, wollen wir wieder unbedingt im Garten essen. Wir hatten Glück, und in der «Buech» in Herrliberg war für einmal noch ein Tisch zu haben mit dem erhabenen Ausblick auf den See und auf die Berge hinter den grünen Hügeln des jenseitigen Ufers. Allein die Sicht macht dieses Restaurant schon grossartig.

Aber nicht nur das Panorama, auch das Essen liess sich sehen: Die knackigen Kopfsalatherzen waren ein ebenso guter Auftakt



wie die Burrata mit vielfarbigen Tomaten und Basilikumblättern an einer hervorragenden Pestosauce oder die kalte Curry-Zucchetti-Suppe. Kalbsleberwürfel auf Kartoffelstock, begleitet von frischem Blattspinat, waren ebenfalls nach unserem Geschmack – vor allem, weil wir nach dem gewünschten Grad des Garens gefragt wurden. So wurden sie schön zart und saftig serviert. Sehr gut haben uns auch die Wiener Schnitzel gefallen: drei kross gebratene Stücke, von einem kleinen Schälchen Gurken-

salat und von Kartoffelsalat mit Radieschen begleitet. Auch ein kleiner Topf mit Preiselbeeren fehlte nicht.

Wie ein heller Lavastrom

Noch eine Kategorie deftiger war das Cordon bleu mit Schwarzwälder Schinken und Wyberg-Mutschli-Käse, der wie ein heller Lavastrom aus dem aufgebrochenen Cordon bleu floss. Die Beilagen waren die gleichen wie beim Schnitzel. Alle Gerichte können übrigens in kleineren Portionen bestellt werden.

Den Abschluss bildeten eine kleine Ration eines aromatischen Gruyères surchoix und ein hervorragender Eiskaffee. Getrunken haben wir einen Il Seggio von Bolgheri. Auf der Karte finden sich unter anderem auch ein gebratener Heilbutt, ein Loup de mer, gebratene Maispoulardenbrust oder Rindsfilet-Tataki mit Chimichurri auf Quinoa-Salat.

WEIN/PETER RÜEDI

Im Kirschgarten

Losada Vinos de Finca, Los Cerezos 2018
Bierzo DO. Fr. 19.50. Gerstl, Spreitenbach.
www.gerstl.ch

Bierzo ist eine kleine, erst in den achtziger Jahren installierte Appellation im Nordwesten Spaniens, ein wenn auch seit Jahrhunderten von den umgebenden Bergzügen geschütztes, aber vom nahen Atlantik belebtes, klimatisch privilegiertes Weinbaugebiet mit relativ humanen jährlichen Niederschlagsmengen und Durchschnittstemperaturen.

Beim breiten Publikum nach wie vor so wenig bekannt wie seine wichtigste rote Traubensorte, die nicht sehr ertragreiche, aber sehr charakteristische Mencia, ist Bierzo für Weinfreunde allemal eine Reise wert, zumindest eine virtuelle am heimischen Tisch. Eine Pilgerreise sozusagen, führt doch seit dem Mittelalter der Pilgerweg nach Santiago de Compostela im benachbarten Galizien durch Bierzo im Hinterland von Castilla y León. Wo Pilger sind, sind Mönche nicht fern, und wo Mönche sind, blüht die Kultur des



Weinbaus. In diesem Fall waren es Zisterzienser aus Cluny, die Reben aus Frankreich mit nach Spanien brachten, möglicherweise unter anderem Cabernet Franc, vermuten doch einige Detektive unter den Öno-Genetikern einen Ursprung der Mencia aus solcher Verwandtschaft.

Doch zurück zur Gegenwart. 2005 gründete Amancio Fernández in Cacabelos, im Zentrum von El Bierzo unweit Ponferradas, die Finca Losada. Indem er auf Lagen mit ihren zum Teil sehr alten Reben setzte, wurde er zu einem der Pioniere der Appellation und der Sorte. Er erkannte deren Potenzial, das bis in die jüngere Vergangenheit in der Produktion von mehr oder weniger banalen, rustikalen Vins de Pays verschenkt wurde. Eine der Lagen von Losada von nicht einmal

einem Hektar Grösse heisst Los Cerezos (die Kirschbäume); entsprechend resultierten daraus im Jahr 2018 gerade mal 3000 kostbare Flaschen.

Ohne Extravaganzen in der Keller-technik entfaltet Fernández die ganze Raffinesse der Mencia, eine fast burgundische Eleganz, ohne den Wein seiner Bodenständigkeit zu entfremden: intensive schwarze Früchte (Cassis, Brombeeren und die Kirschen, die ihm den Namen geben) sind aufs Glücklichste gepaart mit lebhaften Kräuternoten und auch sonst pfefferiger Würze, feinen Tanninen und dunklen Anklängen (etwas Lakritz, eine Spur Leder). Das Holz vom einjährigen Ausbau in französischen Barriques bringt sich allenfalls mit einem feinen Ton von Vanille in Erinnerung, es drängt sich nicht auf.

Losadas «Kirschgarten» ist ein Wein, der gleichzeitig für die rustikale Herkunft seiner originären Sorte steht wie für die sensible Sublimierung des in ihr angelegten Potenzials. Ziemlich komplex im Anspruch. Aber leicht zu begreifen. Sozusagen mit dem ersten Schluck.

Der Geist von Marx

Im neuen Rolls-Royce Ghost verändert sich das Bewusstsein. Was bleibt, ist der wohl weltbeste rollende Komfort.



In diesem Zusammenhang Karl Marx zu zitieren, ist nicht ohne Ironie, aber der Satz «Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt» ist kaum einmal so wahr, als wenn man als Autotester aus der bürgerlichen Mitte der Gesellschaft am Steuer eines Rolls-Royce sitzt.

Autos, egal welcher Art, verändern einen, während man sie fährt. Jedenfalls bei mir ist das so; vielleicht bin ich aber auch nur leicht beeinflussbar. Nachdem ich einen James-Bond-Film gesehen habe, bin ich für einen kurzen Moment auch davon überzeugt, bei Bedarf die Welt retten zu können. Das Gefühl hält zum Glück nicht lange, aber während ich am Steuer des neuen Ghost sass, konnte ich mir während einiger weniger hundert Kilometer vorstellen, dass mein Leben auf einmal ganz neue Möglichkeiten eines erfüllten Seins bieten würde.

Aus jeder Perspektive ein Ereignis

Der Rolls-Royce wurde mir in strahlendem Weiss zur Verfügung gestellt; er war mit weichen weissen Ledersitzen ausgestattet, leuchtenden kleinen Sternen im mit dunklem Leder ausgekleideten Dachhimmel, und zwischen-durch sah ich mich wahlweise als Gründer einer materialistischen Sekte oder als Popstar – beides ist ja irgendwie miteinander verwandt, und für beides eigne ich mich unter alltäglicheren Umständen so wenig wie zur Arbeit als Zimmermann, um ein komplementäres Beispiel zu nennen. Jeder Wagen der bri-

tischen Marke aus Goodwood ist ein Ereignis – aus jeder Perspektive. Von innen, wenn sich vor einem der Bug mit dem tempelartigen – und seit neuestem beleuchteten – Kühlergrill kurz hebt, sobald der V12-Motor das Auto in Fahrt setzt. Die Reise im Ghost bekommt dann ihren Charakter durch das überarbeitete, technisch extrem aufwendige Fahrwerk, welches jetzt über Allradlenkung und -antrieb verfügt und für einen rollenden Komfort besorgt ist, den man in einem Blindtest unter Dutzenden als unverkennbare Rolls-Royce-Charakteristik herausspüren würde.

Fast lautlos

Kein anderes mir bekanntes Automobil erzeugt dieses Gefühl von leichtfüssiger, schwebender Mühelosigkeit in jeder Situation. Fast lautlos rollt der Ghost ab, um die Kurve geht es mit minimalem Kraftaufwand am traditionell feingliedrigen Lenkrad, und wie immer die Strasse beschaffen sein mag, das wohl beste Federungssystem der Welt neutralisiert jede Irritation, die der Fahrbahnbelag aufweist. Auch so gesehen ist der mit Leder eingefasste Schlüssel eines Rolls-Royce der Zugang zu einem neuen Sein.

Rolls-Royce Ghost

Antrieb: 6,75 Liter V12-Biturbo, Allradantrieb/-lenkung, 8-Gang-Automatik; Hubraum: 6749 ccm; Leistung: 571 PS / 420 kW; max. Drehmoment: 850 Nm bei 1600 U/min; Beschleunigung 0–100 km/h: 4,9 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h (abgeregelt); Verbrauch: 15,2–15,7 l/100 km; Preis: Fr. 332.700.–, Testwagen: Fr. 459.100.–



OBJEKT DER WOCHE

Schuh des Anstosses

Nike Mercurial Vapor
Für Fr. 295.80 erhältlich

Das Gerangel um die Bekleidung der torgefährlichsten Füsse ist beinahe so gross wie deren Kampf um den Ball im Strafraum. Die besten Karten respektive die aussichtsreichsten Schuhe hat derzeit Nike. Gleich beide grossen Lieblinge des Weltfussballs, Cristiano Ronaldo aus Portugal und Kylian Mbappé aus Frankreich, werden an der Europameisterschaft den Rasen in Fussballschuhen des amerikanischen Herstellers betreten.

Der dritte Grosse im Bund, Neymar, hat jüngst zu Puma gewechselt. Neymar liegt zwar nicht am Boden, steht im Moment aber etwas im Abseits, da er als Brasilianer in den nächsten vier Wochen keine Möglichkeit hat, an der EM zu glänzen. Zu den bekanntesten Adidas-Vertretern gehört der Franzose Paul Pogba, der in Predator Freaks spielen wird.

Das Nike-Modell, auf das die beiden Fussball-Superstars schwören, gilt als klassischer Offensivschuh, ist ausgesprochen leicht und – natürlich dank der prominenten Trägerschaft – der Verkaufsfrenner.

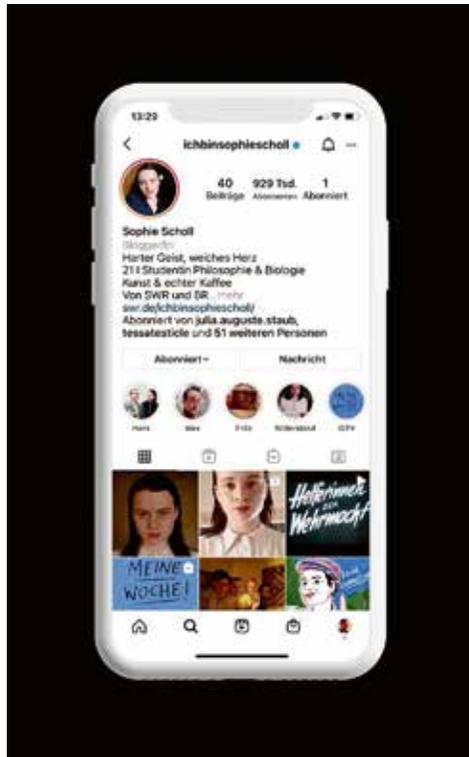
Während der Saison bevorzugten Ronaldo, 36, und Mbappé, 22, den silbrigen Mercurial, es deutet aber alles daraufhin, dass sie an der Europameisterschaft im türkisfarbenen Schuh auflaufen werden. Beziehen kann man diesen zum Beispiel beim Fussballcorner Oechsli in Zürich für Fr. 295.80.

Benjamin Bögli

Abseits der Untiefen

Wenn eine Idee die Frage aufwirft, warum zum Teufel niemand vorher schon auf den Gedanken gekommen ist, dann ist dies ein Hinweis auf ihre Qualität. Um eine solche Idee handelt es sich bei dem von den deutschen Sendern SWR und BR ins Leben gerufenen Instagram-Kanal @ichbinsophiescholl. Als eine Art Tagebuch lässt uns der Kanal an den letzten zehn Monaten im Leben der von den Nazis ermordeten Widerstandskämpferin Sophie Scholl teilhaben. Der Account ist herausragend, weil er Geschichte konsequent kanalgerecht in einer Zeit vermittelt, in der soziale Medien vielen als Primärquelle für Informationen dienen. In Echtzeit treiben die Macher die Handlung vorwärts, in dem sie Archivmaterial und Living-History-Formate in Form von Foto-Posts, Videobeiträgen und GIFs informativ und in der typischen Manier von Social Media wie Lifehacks oder Listicles inszenieren. Historische Substanz wird mit dem ephemeren Wesen des Feeds verschmolzen. Es scheint, als habe das Oberflächenmedium Tiefgang gefunden.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Geschichtsvermittlung in einer Zeit, in der Instagram vielen als Primärquelle dient.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ich bin Schweizerin, gelernte Krankenschwester und habe mit einem eingebürgerten Schweizer zwei kleine Kinder. Er ist Handwerker und selbständig, arbeitet unter der Woche ordentlich, bekifft sich aber jedes Wochenende massiv; er scheint auch mit unerlaubten Substanzen zu handeln. Wie soll ich mich angesichts dieses für mich unverantwortlichen Verhaltens meines Mannes verhalten?

L. S., Zürich

Sie teilen, liebe L. S., Ihr Los mit zahlreichen Ehefrauen. Ihr Mann ist auf Abwege geraten, kifft und handelt mit Drogen. Hier gibt es wohl nichts anderes, als dass Sie gezwungenermassen das Heft in die Hand nehmen. Ein ausführliches, ernsthaftes Gespräch mit Ihrem Ehemann ist die Voraussetzung dafür. Erfahrungsgemäss wird er zunächst alles bestreiten



(alle Süchtigen bestreiten ihre Sucht). Ich rate Ihnen aber ab, ihm schulmeisterlich, rechthaberisch oder strafend entgegenzutreten. Leute in dieser Situation können das gar nicht annehmen. Denn neben der Sucht kommt dann noch die für diesen Fall hässliche Schuldfrage. Reden Sie mit ihm darüber, dass er von etwas nicht lassen kann und dass es im Interesse der Familie und vor allem seiner selbst gut wäre, wenn er diesen Lebenswandel ändern könnte. Er muss Hilfe spüren.

Ich würde mir auch überlegen, wie er und wie Sie die Wochenenden verbringen. Vielleicht hilft es, wenn Sie mit Ihrem Mann etwas gemeinsam unternehmen – möglichst etwas, was ihm viel bedeutet, sodass er von seiner Sucht wekommt. Wenn alles nichts hilft, bleibt ja dann wohl nichts anderes übrig, als dass man ärztlichen Rat sucht und ihm auch klarmacht, dass es bei unerlaubtem Substanzenhandel mit den Gerichten und Freiheitsstrafen zu tun haben wird. Mit Liebe und Fürsorge diesem Übel beizukommen, braucht viel Kraft, Nerven und Geduld.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an
Redaktion Weltwoche,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Fabian Unteregger

Der Arzt, Komiker und Pilot empfindet seine globale Irrelevanz als wohltuend. Sein Rat? «Schaut auf die anderen, macht ihnen eine Freude.»

Es gibt sie noch, die guten Menschen, die Selbstlosen und die Ehrlichen. Viele sind es nicht; die, die einem im Verlauf eines Jahres begegnen, lassen sich an einer Hand abzählen. Fabian Unteregger gehört bestimmt zu ihnen. Die Schweiz kennt ihn vor allem als Kabarettisten, als einen, der den Reality-Star genauso brillant parodiert wie Bundesräte. Gern nimmt er sich auch selbst auf den Arm. Doch das vergangene Jahr war alles andere als lustig, und auch Unteregger hatte mit ernstesten Dingen zu kämpfen. Er, der auch Arzt ist, ist seit der zweiten Welle Teilzeit in einer Notfallstation tätig, wo er sich ins Gesundheitswesen einbringen kann, was ihm wichtig ist. Es habe sich zufällig ergeben, sagt er bei unserem Treffen in Zürich.

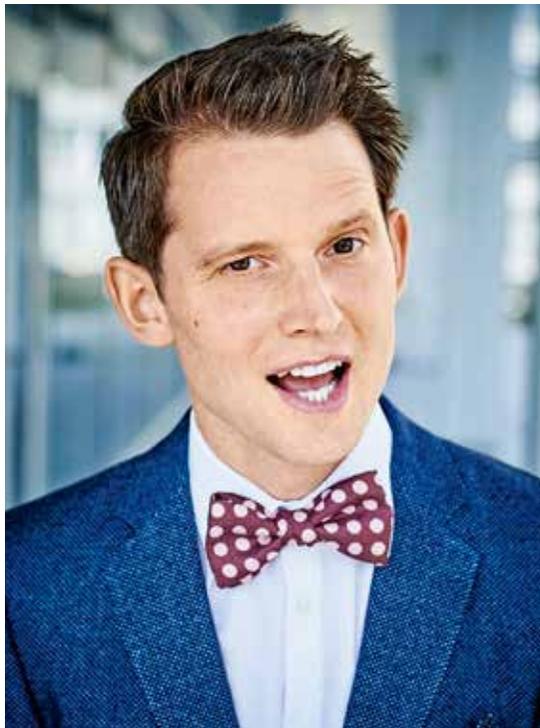
Er erzählt ruhig und selbstverständlich von der Arbeit dort. Doch wie im Herbst 2020, als wir alle wieder, zurück aus dem Sommer, im Home-Office sass und die Schreckensmeldungen über die zweite Welle verfolgten, wieder Covid-Patienten eingeliefert wurden und die Kollegen, so beschreibt es Unteregger, in Vollmontur neben einem standen, habe auch er seine Zweifel gehabt, sich gefragt, was er hier mache. «Es hatte einen unangenehmen Beigeschmack, und man wusste letztlich nicht, bleibt man gesund dabei?» Doch zu kneifen war keine Option für ihn. «Ich gehöre zu denen, die sich die Hände dreckig machen», sagt er und trinkt seinen Grüntee.

Durch die Schlagzeilen

Zurzeit seien seine Tage, wie wohl bei vielen, etwas unstrukturiert. «Fixpunkte gibt es eigentlich, abgesehen von den Freitagmorgen, von der Comedy, nicht. Es ist grosse Flexibilität angesagt.» Gemeint ist seine Sendung «Zum Glück ist Freitag», die auf Radio SRF3 zu hören ist und in der Fabian Unteregger, verschiedenste berühmte Schweizer Stimmen imitierend, humoristisch durch die Schlagzeilen der vergangenen Woche trägt. Aber geht das einfach so? Am einen Tag medizinisches Chaos,

Schicksalsschläge und Notstand und am nächsten Witze reissen? Legt er da einfach so einen Schalter um? «Ich verarbeite es, zum Teil blende ich es auch aus. An einem Tag gibt es so viele Patienten, man hat dann auch gar nicht so viel Zeit, alles abzuschliessen, schon ist der nächste Fall da.»

Mit einer Mischung aus Humor und Ernst erklärt er in den Videos, die er zurzeit veröffent-



Stimmenforschung: Comedian Unteregger.

licht, die komplexen Hintergründe der Impfung verständlich, einfach, kurz und bündig – ohne all die Schlagzeilen, aber auch ohne Häme. «Die, die gewisse Dinge noch nicht so beleuchtet bekamen, denen will ich Informationen geben. Ich will niemanden bekehren.» Dennoch hat Unteregger eine klare Meinung, die Impfung ist für ihn der Weg aus der Krise, und er fügt an: «Das Impfen ist für viele Leute eine Glaubensfrage. Die Leute gesellen sich einem Lager zu und ver-

suchen, aus dieser Perspektive zu argumentieren. Sie sind nicht mehr offen für die Fakten.»

Wie die Dinge funktionieren

Der 44-Jährige ist das wohl interessanteste Multitalent der Schweiz. Er studierte Lebensmittellwissenschaften an der ETH, wechselte dann auf die Bühne, studierte Medizin, forscht an der menschlichen Stimme (zum Beispiel wie und warum verändert sie sich im Alter?), spielt verschiedenste Instrumente, ist mehrsprachig sowie immer gut, aber nie aufdringlich gekleidet. Er fliegt auch – er hat den Pilotenschein und kramt bei unserem Gespräch, als ich das Stichwort «Australien» erwähne, nach seinem Smartphone und zeigt ein Video einer PC-24, ein Schweizer Flugzeug, das auf Naturpisten landen kann. Er erklärt das so begeistert, dass selbst ein Aviatiklaie wie ich fasziniert ist.

Während der Pandemie begann er sich mit Programmieren und *machine learning* zu beschäftigen, er will wissen, wie die Dinge funktionieren, die wir alltäglich benutzen, ohne sie gross zu hinterfragen, die Smartphones und Google-Suchanfragen. Bei so vielen Talenten bleibt Unteregger dennoch bescheiden. «Ich sehe meine globale Irrelevanz sehr realistisch, und das tut wahnsinnig gut. Wenn ich mit Covid-Patienten zu tun habe und sehe, wie potent dieses simple Virus ist und wie wir uns einschränken müssen – das alleine zeigt schon, dass auch ich eben kein Siebeseich bin, sondern aufgrund einer Gefahr von wenigen Nanometern Grösse ganz klein werde.» Seine Schlussfolgerung aus alledem: «Schaut auf die anderen, macht ihnen eine Freude.» Politische Ambitionen hat er nicht, ein Nationalrat Unteregger wäre aber eigentlich die logische und sicherlich auch eine allseits gewinnbringende Entwicklung der Dinge.

Anton Beck

Fabian Unteregger ist ab Herbst 2021 mit «DAS ZELT Comedy Club» auf Tournee. Informationen: www.fabianunteregger.ch

Hollywood Hills–Zollikerberg einfach

Simone Bargetze war ein Sternchen bei Star TV in Zürich, danach Stuntfrau in Amerika. Was tut jemand wie sie, nachdem sie in die Schweiz zurückkehrte und Mutter wurde?

Mark van Huisseling

Als ich sie zum ersten Mal traf, wohnte sie in einem Traumhaus über der Stadt der Engel. Das ist eine blumige Beschreibung, aber keine Übertreibung – in einem *mid-century modern bungalow* in den Hollywood Hills über Los Angeles, nahe beim Runyon Canyon Park, wo sie als eine der wenigen reiten durfte. Und das Haus gehörte dem Schauspieler Vincent Gallo oder seiner Produktionsfirma oder so.

Es war das Jahr 2005, und das war Simones Welt. «Simone's World» hiess auch ihre damalige Sendung auf Star TV, Sat 1 und Viva, in der sie so «überdrehte Partyberichte lieferte, dass amerikanische Fernsehsender um ihre Gunst warben» (*Das Magazin*). Sie war 1,73 Meter gross, 50 Kilogramm schwer, hatte eine tadellose Figur und ein Lächeln, das der globalen Klimaerwärmung wegen verboten gehörte, wie der genau recherchierende *Magazin*-Kollege weiter festhielt. Ausserdem hatte sie ein grosses Auto, einen Pick-up-Truck, der eigentlich für Bauern oder Förster gedacht ist, aber natürlich auch für junge Frauen geht. Vor allem, wenn sie zeigen wollen, dass sie nicht auf dem Beauty-Ticket durchs Leben fahren. Das passte – schliesslich war Simones Plan oder, um ein weiteres Klischee zu bedienen, amerikanischer Traum, als Stuntfrau, Körperdouble von Filmstars für gefährliche Szenen, nach oben zu kommen und nicht als *babe*, sexy Mädchen.

Wenn es für die anderen zu riskant wird

Sechzehn Jahre später wohnt sie in einem gemieteten Einfamilienhaus über der Stadt Zürich. Das war keine blumige Beschreibung. Doch wie blumig lässt sich ein ehemaliges Arbeiterhaus an der Forchstrasse in Zollikerberg beschreiben? In der Nähe liegt die Allmend, der Blick ist *nothing to write home about*, dafür der Garten hübsch, wenn auch der Verkehrslärm der fünftmeist befahrenen Strasse, die in die Stadt führt, stört. Zwischen 90046 (Zip-Code Hollywood Hills) und 8125 (PLZ Zollikerberg), zwischen Runyon Canyon und Zolliker Allmend passierte das, was man «das Leben» nennt oder wenigstens «Erwachsenwerden».

Die Karriere der heute 44-Jährigen war gut gelaufen: Sie hatte eine Rolle als eine der blauen Reiterinnen in «Avatar», einem Science-Fiction-Film von James Cameron, der 2009 in die Kinos kam, in «Transformers 3» (2011) stand sie im Einsatz, wenn es für Rosie Huntington-Whiteley zu *risky* wurde, oder einmal schwebte sie während einer Victoria's-Secret-Unterwäscheschau als Engel an Drahtseilen durch die Luft anstelle von Heidi Klum, die auf sicherem Boden blieb.

Reiten habe sie als Kind in Triesen im Fürstentum Liechtenstein gelernt, wo sie «privilegiert» aufwuchs (Quelle: Website Simone's Wild World, der Vater ist selbständiger Architekt und Immobilienentwickler), so gut offenbar, dass James Cameron *himself* auf sie aufmerksam wurde

Einmal schwebte sie als Engel an Drahtseilen durch die Luft, anstelle von Heidi Klum.

und in der Folge weiterempfahl. Stunts, oder wie man früher sagte: «Mutproben», haben sie schon als Mädchen herausgefordert, das dem grossen Bruder und seinen Kumpeln zeigen wollte, wer die Draufgängerin ist. Davon abgesehen, habe ihr Erfolg mit ihren Körpermassen sowie ihrem Blondhaar zu tun gehabt

– ihr Aussehen entspreche den zu doppelnden Stars, sagt sie. «Andere Stuntwomen sind oft ehemalige Athletinnen aus Osteuropa, viele davon sind klein, quadratisch, dunkelhaarig.»

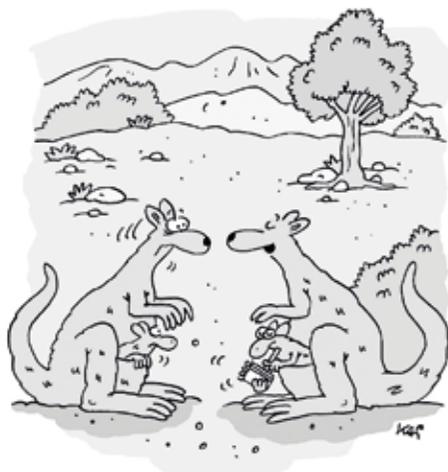
Während der «Transformers»-Dreharbeiten wurde ihre Mutter krank, brauchte eine neue Leber. Simone zog los in die Schweiz und spendete einen Teil ihres Organs. Es half zu wenig, die Mutter starb. Und das amerikanische Leben der Tochter war zu einem Ende gekommen. «Einem vorläufigen Ende», sagt diese. Denn der Plan war, zurück nach Kalifornien zu ziehen. So rasch wie möglich. Um die Dinge, die sie mit kurzem Vorlauf hatte fallen lassen, wieder aufzunehmen und weiterzuführen.

Das ist jetzt zehn Jahre her. Und noch immer der Plan. «Welcome to the Hotel California [...] you can check out any time you like, but you can never leave» (... du kannst jederzeit ausziehen, aber du kommst nie mehr davon weg).

Los Angeles ist das, was man einen Sehnsuchtsort nennt, klar. Die Magie des Stuntwoman-Jobs dagegen – Rolltreppen runterstürzen, aus brennenden Häusern springen oder aus fahrenden Autos fallen –, für den nach strengem Tarifreglement höchstens 800 Dollar am Tag bezahlt werden und es wenig Anerkennung gibt (der Star ist der *winner* und bekommt alles), ist schwerer nachvollziehbar.

Aussenstehenden scheint dieser Job ähnlich unattraktiv, wie *backing vocals*-Sängerin zu sein («20 Feet from Stardom», 6 Meter vom Ruhm entfernt, ist der Titel eines Dokumentarfilms darüber), bloss mit Blutergüssen und Knochenbrüchen. Simone sieht's anders: «Die Schauspielerinnen machten den Quatsch für mich.» Womit sie meint, selbst die berühmtesten müssen x-mal die gleichen Alltagshandlungen – Türen öffnen, Anruf entgegennehmen – spielen, bis der Regisseur zufrieden ist. «Bei uns ist immer Action, wir haben den cooleren Job.»

Vor sechs Jahren dann passierte das, was ihr zuvor noch nie passiert war: Sie verletzte sich erheblich. Aber nicht in einem Ernstfall, sondern zum Spass sozusagen. Als Gast auf einer Hochzeit sei sie auf die Idee gekommen, die Treppe des Lokals eignete sich für einen Stunt.



„Er will später mal Taschenrechner werden.“



«Die Schauspielerinnen machten den Quatsch für mich»: Draufgängerin Bargetze.

Es war keine gute Idee, wie viele Einfälle morgens um vier Uhr – als sie auf dem Treppenfuss aufschlug, hatte sie beide Beine gebrochen.

Die Genesung dauerte drei Monate. In dieser Zeit lernte sie Sven Wallwork kennen, einen Schweizer mit britischem Vater. Sein *claim to fame*: Punkmusiker mit eigener Band, Snitch, für die er Gitarre spielte und sang (Snitch sind zurzeit inaktiv), und Gitarrenlehrer als Brotberuf. «Wir können nicht zusammen sein», seien (fast) ihre ersten Worte an ihn gewesen, sagt sie, wegen ihres Plans und des leerstehenden Zimmers im Hotel California. Vier Monate später war sie schwanger; Jamie, Simones und Svens Sohn, ist heute viereinhalb Jahre alt. Ein Plan ist ein Plan, kann man sagen. Gläubige Menschen dagegen

fragen: «Wie bringt man Gott zum Lachen?», und kennen die Antwort. Simone hatte alles organisiert: ein Haus in L. A. gefunden, Kontakte zu lokalen Musikern für Sven geknüpft, *day care* für Jamie vorangemeldet. Denn sie hatte die Zusage, wieder ohne Sattel auf Pferderücken durch «Avatar»-Filme, mittlerweile Teile 3 und 4, galoppieren zu dürfen. Gott, falls es ihn gibt, lachte, es kam anders. Der Vermieter hatte jemand gefunden, der das Doppelte zahlte für das Haus. Und der Rest des sorgfältig aufgestellten neuen Lebensgebildes fiel um wie zu nahe stehende Dominosteine.

Statt von Oberrieden nach Hollywood wechselten sie bloss auf die andere Seite des Zürichsees. Kein schlechtes Leben. Doch für Simone

Jacke wie Hose. «Ich habe hier nie richtig rein-gepasst», sagt sie. Zürich sei okay, aber nicht ihr Ziel gewesen, höchstens ein Zwischenziel nach Liechtenstein und Österreich, wo's noch weniger passte. «Es fängt schon auf der Strasse an, ich sage «Hi, wie geht's?» zu Leuten, die ich nicht kenne. Und die denken: «Wie ist die denn drauf?»» Und dann das schlechte Wetter – sie brauche Sonne, Sonne, Sonne, sagt sie. Und strahlt.

Sie hat sich mit ihren sehr weissen Zähnen in den Plan verbissen. Neuster Stand: Im Oktober ist Aufbruch. Goodbye Sollikerbörg, hello Los Angeles. Ihr Mitspielen bei «Avatar» ist noch immer möglich, in den kommenden Jahren sollen insgesamt drei Fortsetzungen entstehen. Doch es handle sich erst mal um einen Aufenthalt von ein paar Monaten, «zum Ausprobieren», sagt sie. Immerhin habe sie nun fast sechs Jahre mit ihrem Partner in der Schweiz gelebt, Zeit für einen Tapeten- oder Szenewechsel. Apropos: Simone, gelernte Kindergärtnerin, bemalt Kinderzimmerwände mit Figuren aus Märchenbüchern oder Animationsfilmen, das ist ihr *day job*. Und das ist etwas tiefgestapelt – wie wenn man schreibt, ««Avatar» ist ein Science-Fiction-Film» (es ist der Film, der am meisten reinholte von allen Filmen, knapp 3 Milliarden Dollar bisher). Darum: Sie malt Fantasiewelten in Kinderzimmer. «Und das kann ich in L. A. auch», sagt sie. Beziehungsweise dort könne sie ihre Dienste eher besser verkaufen, an Superstar-Mamis nämlich, die sie kennt (oder noch kennenlernen werde), mit unlimitierten Budgets. Mit anderen Worten, sie sieht das Glas randvoll, ach was: übervoll.

Schlüssel in der Tasche

Wohingegen der Kindsvater weniger von Fernweh geplagt scheint; «es ist nicht sein Lebens- traum», sagt sie. Stattdessen handelt er mit Vintage-Action-Man-Figuren, ist seit kurzem Mitinhaber eines Geschäfts in Zürichs Kreis 4 mit Namen «Blast from the Past». «Ich freue mich jeden Morgen, in den Laden zu gehen. Ich arbeite gerne», sagt er. In seinem Hobbyzimmer gibt es Hunderte solcher Figuren, er zeigt eine besonders stark nachgefragte («Marktwert: 500 Franken») und sagt: «Die müsste ich alle dringend mal wieder abstauben.»

Das erinnert an eine Filmszene: Zwei Männer trinken Bier im Garten eines Einfamilienhauses in der Vorstadt. «Weshalb haust du nicht einfach ab?», fragt der eine. «Ich kann meinen Rasen nicht verlassen», sagt der andere. So ist's im Film, dessen Titel mir entfallen ist. In Wirklichkeit geht es um einen Vintage-Action-Man-Figuren-Laden in Zürich sowie um das Leben, das dazu passt. Respektive um die (mögliche) Fortsetzung einer Stuntfrau-Karriere in den teuersten Hollywoodfilmen – und was alles dazu gehört.

Das heisst, im Grunde geht's um ein leerstehendes Zimmer im Hotel California. Ein Zimmer, zu dem Simone Bargetze den Schlüssel in der Tasche trägt.

Nahe am Nervenzusammenbruch

Ich plädiere für mehr nachbarschaftliches Verantwortungsbewusstsein.



Meine grosse Leistung der vergangenen Woche war es, mal wieder zu jäten. Den auf der Terrasse zwischen Steinplatten an die Oberfläche drängenden Löwenzahn ausrupfen stellt mit Sonnenstrahlen auf dem gebuckelten Rücken und leichter Brise im Haar den vollkommenen Akt der Entspannung dar. Die grösste Befriedigung besteht darin, die Blätter mit der Wurzel zu erwischen – wohingegen die Unvollkommenheit eines am Stiel abgerissenen Unkrauts den innigen Moment vollends zu zerstören vermag; über diesen zentralen Punkt des Jätens ist man sich unter Kennern einig. Zu den kleinen Freuden nach getaner Arbeit zählt, mit einem Hugo (dem Drink, nicht dem Kerl) auf der Lounge zu entspannen. Die Ruhe ist wunderbar. Die Vögel zwitschern.

Wir haben Montag. Nach einer kleinen Weile wird das ornithologische Trällern jäh vom Lärm eines Rasenmähers unterbrochen. Vis-à-vis auf dem Schulhausareal stutzt ein Gemeindearbeiter eine kleine Rasenfläche, so fünf auf fünf Meter. Er bedient sich dabei einer Maschine, die gross genug ist, ein texanisches Maisfeld abzuernsten, und mehr Extras besitzt als ein Mittelklassewagen.

Gut, irgendwann müssen die Leute ja mähen, dagegen ist auch nichts einzuwenden. Hier in Wallung zu geraten, wäre etwas kleinlich. Wer nur mehr in Totenstille ein Buch zu lesen vermag, hat eh die Kontrolle über sein Leben verloren.

Dienstag, Terrassen-Feeling, und mir fällt auf: Es ist ziemlich lärmig. Vis-à-vis auf dem Schulhausareal bläst ein Laubinator zwei Blätter von links nach rechts. Wie viel demütigenden Mist muss man eigentlich an einem sonnigen Nachmittag ertragen? Ich beobachte eine Weile. Wie alle Laubinatoren hegt auch dieser eine unerklärliche, gutmütige Zuneigung zu seinem

Laubbläser. Der Versuch, sich auf die Worte in Sahra Wagenknechts Buch «Die Selbstgerechten» zu konzentrieren, scheitert. Nach zwei geschlagenen Stunden möchte ich dem Kerl, ganz und gar selbstgerecht, ein kühles Panaché vorbeibringen und ihm dabei das putzige Gerät entreissen. Um es ihm über den Kopf zu ziehen. Um natürlich die Umwelt davon zu befreien, vor allem aber mich selbst. Nur ist das unmöglich. Laubbläser gelten bei uns als geschütztes Kulturgut.

Mittwoch und Traumwetter. Welch ein Luxus, sich an seinem lauschigen Plätzchen über die angemessene Einsatzzeit eines Laubinators derart echauffieren zu können. Diese Emotionalisierung wegen ein bisschen Getöses hat ja auch etwas Neurotisches.

Aber dann bemerke ich: Da ist ein lautes, langes Geräusch: Vis-à-vis auf dem Schulareal startet ein Traktor seinen Einsatz; nun ist das Mähen der grossen Rasenfläche an der Reihe. Würde ich auf dem Land wohnen, würde ich sagen, das ist Provinzschicksal. Aber ich lebe in einem ruhigen Quartier in einer stadtnahen Baselbieter Gemeinde. Verstehen Sie mich nicht falsch, jeder einzelne Lärmfall ist selbstverständlich berechtigt und sinnvoll, aber ****
*****!!!!!!!!!!!!

Donnerstag. Vielleicht ist es pingelig, von Gemeindemitarbeitern zu verlangen, dass sie die Lärmemissionen in der Nachbarschaft so koordinieren, dass nur ein Tag betroffen ist. Es gibt hingegen, so viel ich weiss, keinen Grund, Menschen von Montag bis Donnerstag mit Geratter zu versorgen, wenn man es genauso gut in einem Schub erledigen kann. Ich kann ja viel ertragen, nur lässt sich jetzt eine Ähnlichkeit zu einer alleinerziehenden Fünffachmutter mit Burnout-Syndrom kaum mehr leugnen, denn,

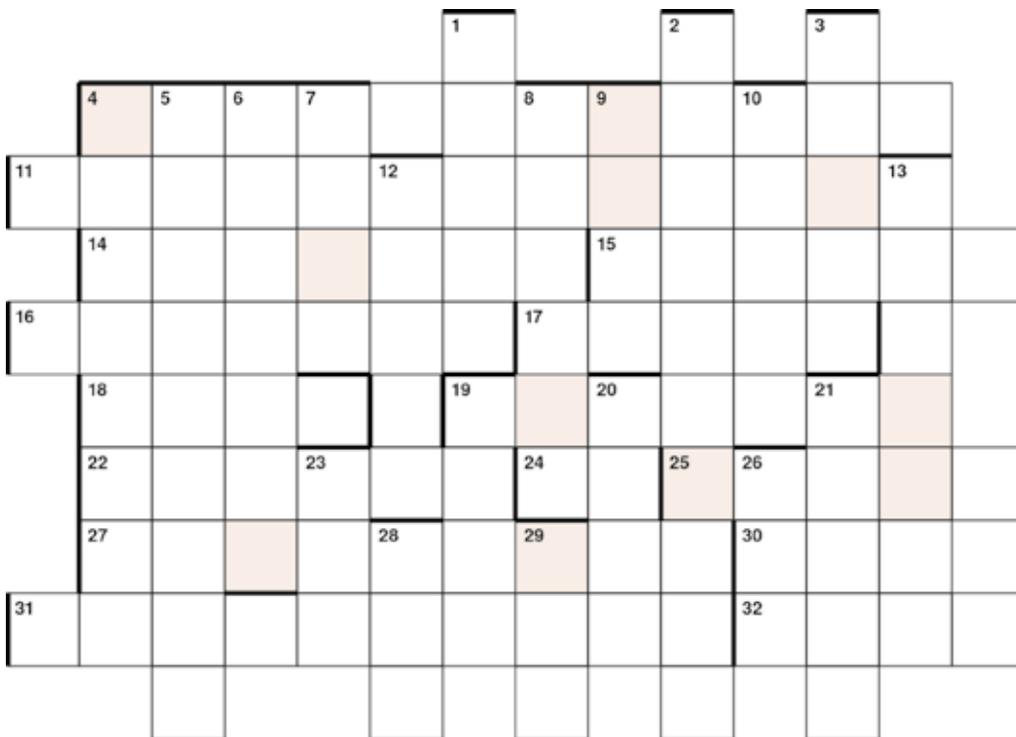
guess what: Es lärmt schamlos. Auf der Schulhofwiese sammelt Traktorbruder heute das geschnittene Gras von gestern ein. Haben Sie eigentlich je eine Petition gestartet?

Wir haben Freitag, und mit grosser Wahrscheinlichkeit sind die Gemeindearbeiten abgeschlossen. Mir fällt jedenfalls kein Job ein, den man hier noch erledigen könnte – ausser vielleicht das Schulhaus abreißen und ein Neues bauen oder die Strasse mit noch mehr Holperhügeln ausstatten. Es ist massiv bewölkt, also Innen-Tag. Morgen ist Samstag, und es soll warm werden, was eigentlich prima wäre. Nur startet jeweils samstags, 7.30 Uhr, bekanntermassen der nationale Rasenmäherstag der Privatmenschen.

Es tun sich Fragen auf: Ist man durch die Corona-Situation vielleicht dünnhäutiger geworden, und Lärmemissionen fallen einem nach der langen Zeit, wo es draussen verhältnismässig ruhig war, viel mehr auf? Gehört es zum Lärm des Lebens? Oder sitzen wir alle zu dicht aufeinander?

Vielleicht übertreibe ich es mit dem Gejammer ja auch einfach. Und es ist bloss eine Folge des Älterwerdens, dass man in seiner entrückten Ruhe unangetastet existieren können muss. Falls das so wäre, fände ich es fürchterlich. Weil man sich mit dieser Einstellung ja exakt die missgelaunten Ansprüche von Spiessbürgern zu eigen macht, also von jenen, die man eigentlich nie sein wollte. Dann sehe ich doch lieber die gute Seite der Rasenpflege, denn gibt es einen herrlicheren Duft als frischgeschnittenes Gras? Und wer mir jetzt mit frischem Brot, gedünsteten Zwiebeln und so weiter kommt, der oder die hat einfach gar nix verstanden.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — Kanonische Kantate an Brustimplantate

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **4** Sein rein imaginäres Tierexperiment ist ein klassisch unklassischer Klassiker. **11** Einer wie der mit den Klapperschlangen, deren Klappern schlapper klangen. **14** Paffen, sniefen oder schießen wollen Affen, die sie schieben, und zwar fixfix! **15** Weiss speziell an ein Feld gekoppelt wie der Hase darin hoppelt. **16** Da brat mir doch einer 'ne Polarmöwe! Was macht denn dieses Tier hier? **17** Im Fall Wall aus Stahl an der Via Anelli war sie die Angeklagte. **18** Ein brun-, rouge- oder jaune-Ton. **19** Gewogen bis zum Widerwas verbogen. **22** χ χ: absoluter Franz-Firlefanz. **24** Soll einen bestimmt zum Vollbringen bringen. **25** Wo Mods in der Regel den Bannhammer schwingen, um Regelkonformität zu erzwingen. (Ez.) **27** Nicht nur solche wie den Habano macht ein solcher, auch a mano. **30** A covered vase with footed base as someone's final resting place. **31** Kein höchlich reines Edelmetall, ein königlich rötliches Edelpigment. **32** Der Jellystoner Picknicknicker.

Senkrecht — **1** «Orate et laborate!»-Kurzfassung für arbeitslose Deutsche. **2** Ein Ansprecher, der sich gewählt verhält, wählt eine entsprechend ansprechende. **3** Leticia Ortiz Rocasolano ist etwa die Sorte von consort. **4** Wenn er zieht, überzieht er Wasser und Land mit Saharasand. **5** Der Brite am Kopf der Koalition gegen den Kopf der «Nazion». **6** Erpicht, nicht zwingend aufs nächste Gericht; versessen, dito Essen. **7** Eidgenossengenossenschaft: Wird die an einen Check gebunden, wird der dadurch zweckgebunden. **8** Das Oberhaupt glaubt überhaupt nicht an Gewalt(en)teilung. **9** Kommt noch D + D dazu, die mit der lila Kuh. **10** Hat, knapp nicht zu knapp, wer etwas satt. **12** Nach nach aus- und nachdrücklich eine Folgespeise in der Speisenfolge. **13** Die sag ich ihr, sagt sie mir die «Ihrung». **19** Plan-, sinn- und kopflos und kopflos des Wahnsinns. **20** Er, ein extrem expert Expert, erleuchtet den Weg zur Erleuchtung. **21** Was bei methodischem Probieren bis zum Erfolg jedem Trial folgt. **23** Wird von Coolen von gestern bis heute os getragen. **26** Ja, das tönt beinahe wie wie. **28** Diese Art des Ansehens kann sich nicht sehen, aber dafür hören lassen. **29** Davor daneben, darauf oder darüber.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 720



Waagrecht — **6** SPLITTER(faser)NACKT: Anagramm von «Strickplatten» **11** TUEFTLERGEIST **14** MIMIK **16** RIEMCHEN **17** PLENUM: Anagramm von «Lumpen» **18** SOHO: Stadtteil von London, Schauplatz der Dreigroschenoper von Bertolt Brecht **19** FETTHALTIGE: sein Fett weghaben = gerügt worden sein **22** GREENFEE: Platzgebühr, keine grüne Fee! **23** GRAAL: franz. Gral, aus Dan Browns «Sakrileg» **25** FAIRPLAI **28** Angus IOUNG **29** SNOOPI: Charlie Browns Hund **30** NONIEN: z. B. an Messschiebern (Schieblehren)

Senkrecht — **1** ELFMETER **2** KTL: kurz für griech. και τα λοιπά = et cetera **3** URGESTEIN **4** LAICHGRUND **5** AKTENLAGE **6** SUMPFGAS **7** PEILERIN **8** TERM **9** ERIC Clapton/Cartman **10** NEMO: rückwärts Omen **12** TINTE **13** SHOE: engl. Schuh/Hufeisen **15** KUHN: fast kühn **20** AFAIK: kurz für As Far As I Know (engl. soweit ich weiss) **21** Auf den LEIM gehen = hereingelegt werden **23** GOO(gle): engl. schleimiges/klebriges Zeug **24** (Grand C)ANI(on): engl. auch (irgendeines) **26** POT: Marihuana **27** LP: Langspielplatte

Lösungswort — **SPIELGRUPPE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Kulm. AROSA

★★★★★ CHARMING SINCE 1882

GENIESSEN SIE EINE AUSZEIT
IM 5-STERNE AROSA KULM
HOTEL & ALPIN SPA

WELTWOCHE-SPEZIALANGEBOT: 10% AUF IHREN AUFENTHALT
(CODE: WELTWOCHE2021)



Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa • Innere Poststrasse 269 • 7050 Arosa
+41 (0)81 378 88 88 • info@arosakulm.ch • www.arosakulm.ch